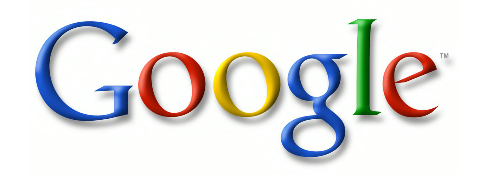
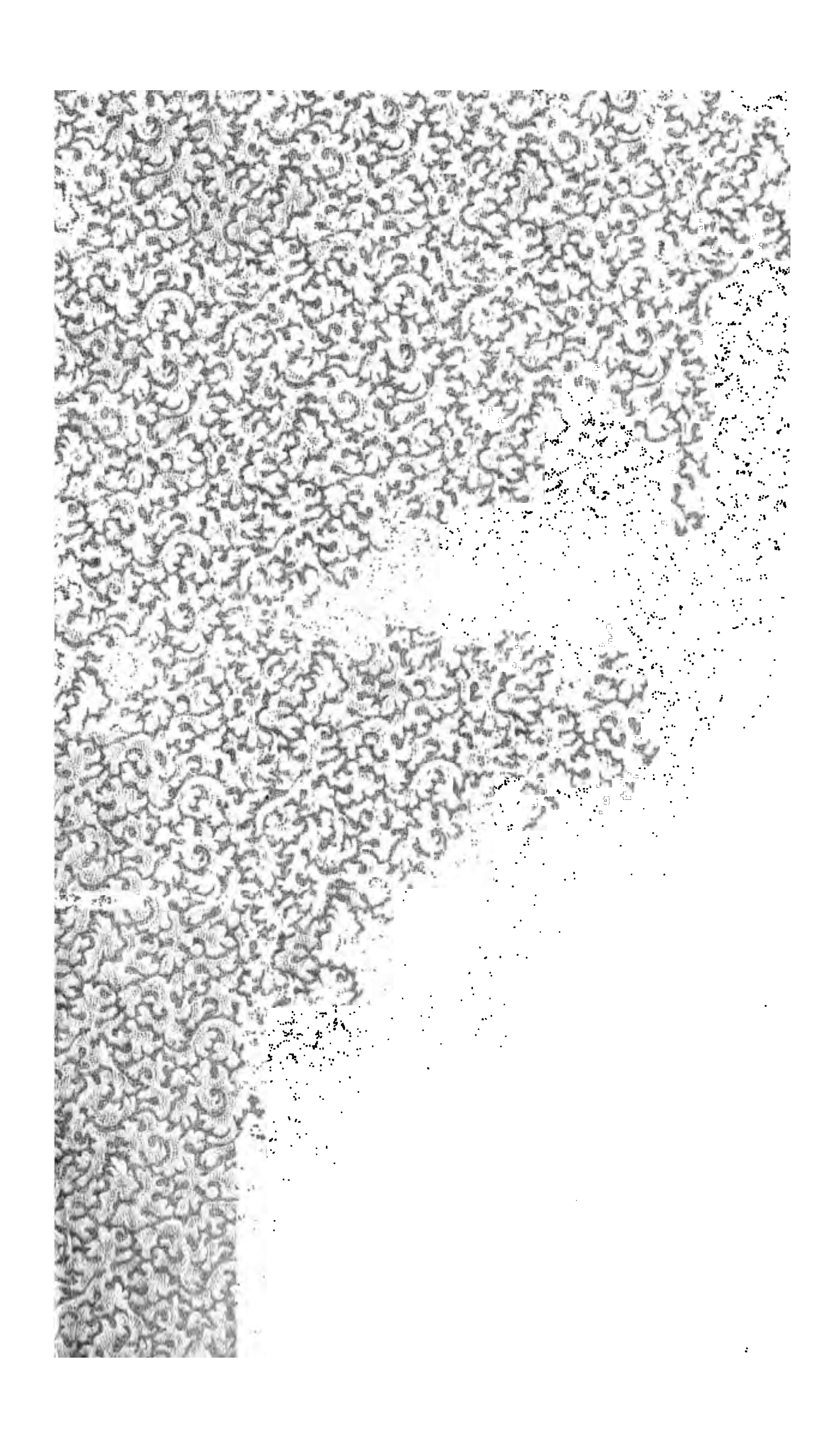



B 967,043





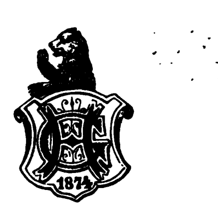


Goethe und die Liebe.

Zwei Vorträge

von

K. J. Schröer.



Heilbronn,
Verlag von Gebr. Henninger.
1884.





Vorwort.

Der zweite der nachfolgend mitgetheilten, populären Vorträge über Goethe und Marianne Willemer fand statt zum Besten des wissenschaftlichen Clubs in Wien, den 4. Jenner 1878. Bei dem Bankett des Clubs, das an demselben Abende dem Vortrage gefolgt ist, vollzog sich die Gründung des Wiener Goethevereins. — Der erste über Goethe und die Liebe. Einleitung zu Stella, wurde gehalten im Goetheverein, den 22. Jenner 1884. — Obwol er der Zeit nach später entstanden ist, stelle ich den letztern voran, wegen seines Inhalts, der sich doch mehr auf des Dichters Jugendzeit bezieht, indem der andere nur mit dessen zweiter Lebenshälfte zu thun hat. Gedruckt erschien der erste seiner Zeit in der Deutschen Zeitung in Wien, der zweite eben so im Frankfurter Journal.

Beide behandeln ein Thema, das einen der Punkte berührt, über die, wie es immer noch scheint, ein all-

gemeines Mißverstehn — das Gewöhnliche ist. Solche Punkte sind noch z. B. Goethes Menschenliebe und Goethes bis an sein Lebensende bewahrter Freisinn, Punkte, über die man die schiefsten Urtheile immer noch vernimmt. Natürlich nicht von den wenigen, intimer eingeweihten Kennern Goethes. Dem jüngeren Geschlecht ist ein eindringenderes Anschaun des Dichters, wie es scheint, erschwert; dennoch glaube ich hoffen zu dürfen, daß sich in nicht zu ferner Zeit auch hierin ein volleres Licht in weiteren Kreisen Bahn brechen wird.

Im Anhange[1]) erlaube ich mir noch einen Aufsatz mitzutheilen, der in der Neuen Freien Presse den 22. März 1882 von mir erschienen ist: 50 Jahre nach Goethes Tod. In demselben ist von den Wandlungen der Anschauungen über Goethe seit seinem Tode die Rede. Damit wünschte ich den Gegenstand, von dem in den vorliegenden beiden Vorträgen gehandelt wird, dem Zusammenhange mit der Betrachtung der ganzen Persönlichkeit Goethes näher zu bringen. In diesem Sinne sei auch hier noch einer einleitenden Bemerkung Raum gegönnt.

Es hat wol immerhin etwas Lastendes, Epigone zu sein. Jedes heranwachsende Geschlecht ist doch von dem Gefühl erfüllt, daß mit ihm erst die Welt beginne, die Menschheit in die wahre Strömung gelange. Man kann es nicht tadeln, es verbürgt uns die ungebrochne Triebkraft im Entwicklungsgange der Menschheit.

Dennoch muß man zuweilen gewahren, daß ein

Höhepunkt erreicht und endlich überstiegen ist; das nachwachsende Geschlecht strebt wol noch höher hinauf und merkt es nicht, daß es sich auf dem Wege bergab befinde. Es hascht nach neuen Idealen geringerer Natur, wie sie am abwärts führenden Wege stehn, überschätzt ihre Bedeutung leicht, es kennt keine andern! und versteht bald die erhabenen Vorfahren nicht mehr. Das ist denn einer der Punkte, wo man sich mit Goethe damit trösten muß, daß gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß die Menschheit auf eine lange Dauer berechnet ist.

Jede große Zeit ist ein Appell an die Zukunft und nicht zu verlangen ist, daß sie sich unmittelbar bei der Mehrheit des nächsten Geschlechtes fortsetze.

Goethe wußte das wol und sagte manches bedeutende Wort, das geeignet ist, uns über diese Erscheinung zu erheben. „Meine Sachen," sagt er zu Eckermann, den 11. October 1828, „können nicht populär werden. — Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Und den 12. Februar 1829: „Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer mehr im Besitz einzelner Vorzüglicher sein." In seinen Sprüchen in Prosa heißt es (862): daß Jeder, der sich in höherem Sinne ausbilde, voraussetzen könne, daß er die Majorität gegen sich habe. In Bezug auf falsche Lehrmeinungen, tröstet er sich in den Wanderjahren (3. Bd. 14. Kap.) damit, wenn sich

auch eine solche Meinung kontagiös über die Menge verbreite und dadurch das Falsche die Oberhand gewinne, daß doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben werde und wenn sie sich in einen einzigen Geist zurückzöge, und (Kap. 11): „Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken. Wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf: im höheren Sinne haben wir aber nicht viel Zutraun auf sie (S. Loeper zu dem Spruch 945)."

In Bezug auf neuere Zeitrichtungen will ich besonders Einer gedenken. Wenn in unserer Zeit die Ansicht auftaucht, daß man die Methode der Naturwissenschaften übertragen müsse auf das Gebiet historischer, philosophischer und philologischer Untersuchung, so kann ein solcher Gedanke nicht verfehlen, Interesse zu erregen. Natürlich wäre es eine große Sache, wenn es gelänge, die Gesetzmäßigkeit, die wir in der augenscheinlichen Welt wahrnehmen, in der sittlichen wieder zu finden und so die Eine an der Andern zu prüfen und zu bemessen.

Indem wir dies aussprechen, müssen wir freilich im Voraus auf die Zustimmung derjenigen verzichten, die das Vorhandensein einer sittlichen Welt in Abrede stellen. Wir wissen, daß ein großer Theil unseres Geschlechts bereits groß gewachsen ist in Anschauungen, die jene Welt, als einen Organismus für sich, nicht erkennen wollen, ja dies Nichterkennen sogar für Freisinn halten möchten. Dieser Anschauung ist jedes Kunstwerk, jedes Werk schöpferischen Menschengeistes, etwas nur Materielles, sowie der Geist selbst, weil

das erstere durch die Materie zur Anschauung kommt, der letztere, soviel wir wahrnehmen können, nur im irdischen, körperhaft vorhandenen Menschen sich darlebt. Mit dieser derben Form des Materialismus haben wir keine Hoffnung uns zu verständigen. Er schließt ebenso Ideen wie auch Ideale und somit auch Alles aus, womit uns Goethe und Schiller beschenkten. Wir können nur zu denen sprechen, die erkennen, daß in der sittlichen Welt, wenn sie sich auch physischer Mittel bedienen muß, um zur Erscheinung zu kommen, nicht physikalische Gesetze walten, daß sie vielmehr daran erkannt wird, daß sie ein Organismus ist, der durch Gesetze besteht, die nicht die physikalischen sind.

Es war eine große Zeit, als der Geist Platons dem Worte Idea jene höhere Bedeutung gab, zu der sich nur ein Geist wie der seine aufschwingen konnte; es war auch eine große Zeit, als der deutsche Geist sich zu ihm erhob und das Vermögen, Ideen wahrzunehmen, als Vernunft bezeichnete. — Das Bedürfnis nach Vernunft-, in Gegensatz zu Verstandesbegriffen beurkundet die Größe jener Zeit, so wie ein geringerer Höhestand der Epigonenära sich dadurch zu kennzeichnen scheint, daß ihr jenes Bedürfnis abhanden gekommen ist (Vgl. Anmerkung 3).

Wenn sichs nun darum handelt, Methoden der Naturwissenschaften auf die Erscheinungen der sittlichen Welt anzuwenden, so wird man wol erwägen müssen, daß es doch der Methoden mancherlei gibt, und daß dann Alles darauf ankommen wird, die rechte zu finden. Wir erinnern uns einer Methode,

deren Hinfälligkeit Goethe früh erkannt hat,[2]) indem er sie von Mephistopheles beschreiben läßt (Faust 1, 1582 f.):

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in der Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.

Dieser klassische Ausspruch hat etwas so unmittelbar Ueberzeugendes, daß er ohne Widerspruch angenommen wird und von Mund zu Mund geht. Dennoch wird die Naturforschung, indem sie mit dem Organischen zu thun hat, es sich nicht nehmen lassen: das Lebendige zu zergliedern, zu zersetzen und aus den Theilen das Ganze erkennen zu wollen. Wer möchte auch absehn von den Mitteln, die die Chemie und Anatomie der Physiologie bietet? Goethe selbst wußte sie gar wol zu würdigen. Er vermißte nur dabei das geistige Band, das die Lebendigkeit der Theile bewirkt und er hoffte nicht, auf dem Wege der Zergliederung und der Zersetzung es zu finden. Das des Lebens beraubte Organische ist ihm nicht mehr ein Organisches: es folgt nur chemischen, physikalischen Gesetzen. Als es lebte, folgte es außer diesen auch noch anderen, durch die das physikalische Gesetz selbst aufgehoben werden konnte. Diese Anschauung ist bei Goethe mehr, als ein geistreicher Gedanke. Sie ist eine in seiner ganzen geistigen Individualität begründete Idee, die ihn als dichtenden Künstler unbewußt „in der Dumpfheit" leitet, die ihn bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen führt,

deren er sich endlich im Umgange mit Schiller bewußt wird und die der Schlüssel zu seinem dichterischen Schaffen, wie zu seiner wissenschaftlichen, intuitiven Methode ist.

Er dringt mit seinem tiefen Blicke jedem Object, jeder Individualität gegenüber bis zu der ihnen innewohnenden Idee durch[3]) und stellt sich so Schillers subjectivem mit seinem objectiven Idealismus gegenüber, womit die Gegensätze ihrer Naturen, sowie das übereinstimmende idealische Moment in Beiden ausgesprochen ist.

Auf solche Anschauungen einzugehn ist nun unsere Zeit wenig geneigt: dennoch möchte ich ihnen zu vertrauen nicht anstehn und zwar in Hinblick auf den Höhepunkt unserer Epoche, der sie entsprungen sind und die durch Schiller und Goethe gekennzeichnet ist.

Ihnen gegenüber dürfte es wol an der Zeit sein, zu erkennen, daß es sich zunächst nicht darum handelt, sie zu überbieten, als vielmehr darum, sie zu erreichen, zu erfassen und den damit gewonnenen Besitz zu behaupten.

Die Menge schwankt im Urtheil mit dem Wechsel der Mode, wird von großen Wahrheiten ergriffen und verfällt leicht wieder dem Irrthum.

Einen „ideellen Montserrat“, eine einsame Höhe nannte Goethe den Standort, auf dem er sich heimisch fühlte. — Wenn es nun Aufgabe der Forschung ist, seinem Verständnisse näher zu kommen, so wird die größte Sicherheit der Erkenntniß gewiß die sein, die aus seinen Schöpfungen und seinem Wesen in vollem Zusammenhange, als aus einem Ganzen gewonnen

wird. Die intuitive Methode, der er in seinen wissenschaftlichen Schriften gefolgt ist, wird damit auch in der Goetheforschung in Anwendung gebracht.

Es ist leicht zu erkennen, daß sein schöpferischer Geist gleichfalls, dieser Methode entsprechend, zu seinen dichterischen Schöpfungen gelangt ist. Wenn es uns gelingt, Einblick zu gewinnen in den Vorgang, wie sich in Goethes Geist eine Schöpfung von Außen durch ein Bild angeregt, unwillkürlich vertieft und gestaltet, indem er das Ideale, Allgemeine, im Realen, Einzelnen erschaut, so belauschen wir die Natur in ihrem Schaffen, in dem die Natur nachschaffenden Geist.[4]) Und wenn wir entdecken, daß der Dichter als Forscher der lebendigen Natur gegenüber in derselben Weise vorgeht, wie bei jenem unbewußten Schaffen, so verlangt diese seine Methode wieder ein Schaffen, ein die Natur nachbildendes Denken. Es sei fern von mir, den Werth philologischer Arbeit in allem Einzelnen zu verkennen. Goethes Sprache, die mundartliche Grundlage, der Einfluß älterer und zeitgenössischer Schriften auf ihn, sein Wortschatz, die Umgestaltung der Formen während seiner Epoche, sind gewiß ebenso wie die Zeitströmungen während seines Lebens beachtenswerthe Dinge, denen auch ich gelegentlich volle Aufmerksamkeit zugewendet zu haben glaube.[5]) Wenn man aber den Werth der Betrachtung Goethescher Schöpfungen in diesen Einzelheiten fand, und daneben gegen den ideellen Gehalt, den man zu gleicher Zeit darzulegen bemüht war, unempfindlich blieb, wie das hin und wieder der Fall

war, so muß ich gestehn, daß es mich anwandelte, als hörte ich Mephistopheles oben citirte Worte. Es schien mir ganz in Uebereinstimmung mit andern Erscheinungen der Zeit: als ob man nur an den Theilen Wolgefallen hätte, die der Forscher in der Hand hält und die Augen schlösse, wenn er hinweist auf das geistige Band, das sie belebt. —

Was uns aber Goethe ist, das liegt doch auf jenem ideellen Gebiet.

In dem Vorwort zu R. Steiners Ausgabe der wissenschaftlichen Schriften Goethes[6]) habe ich versucht, auf das Verhältniß Goethes zu den wissenschaftlichen Zeitströmungen näher hin zu deuten. Hier möchte ich nur noch bemerken, in Bezug auf die im Eingange erwähnten Punkte, daß auch Goethes Leben, sowie seine ganze Persönlichkeit nur dann richtig beurtheilt und erkannt werden kann, wenn alles Einzelne immer mit dem Blicke auf das Ganze erwogen wird.

Dies wurde in den vorliegenden kleinen Vorträgen versucht, in Bezug auf Goethes Verhältniß zur Liebe. Es wurde versucht in schlichtester, populärster Form.

Alles was ich wünsche schiene mir erreicht, wenn die vorgetragenen Anschauungen über diesen wichtigen Punkt geeignet wären, die hohe Persönlichkeit des Dichters auch weiteren Kreisen menschlich näher zu bringen.



Inhalt.



Goethe und die Liebe.

Einleitung zu Stella.

Goethes Stella gehört nicht zu den Lieblingsdichtungen der Bühne; auch nicht der Lesewelt. — Dennoch beschäftigt das Stück vielfach die Geister auch in unseren Tagen noch.

Zuerst erschien es mit versöhnlichem Schluß, als „Schauspiel für Liebende"; aber die empfindsamen Seelen, denen es mit dieser Bezeichnung gewidmet war, schenkten ihm keinen Beifall. Später erhielt es einen neuen Schluß, der aber, seiner Ausführung nach, aus einer Zeit ist, in der der Dichter der Grundstimmung des Ganzen längst entrückt war; er genügte nicht den Ansprüchen, die die ersten vier Acte weckten. —

Stella ist aus der Zeit unmittelbar nach Werther und Clavigo, aus der Zeit in der die bedeutendsten Stellen des ersten Faust entstanden sind. Ich kann den Gedanken nicht aufgeben, daß auch die Kerkerscene

dazu gehört. Daß der Dichter von dem herzzermalmenden Stoff dieser Scene zu jener Zeit erfüllt war, ist ja gewiß. Er begeisterte damit um jene Zeit Heinrich Leopold Wagner, der aus dem Stoff seine „Kindermörderin“ gestaltete. Der Augenblick aber, wo ein Dichter von einem Stoff so erfüllt ist, daß er Andere in persönlichem Verkehr damit begeistert, wird wohl auch derselbe sein, da er sich in seinem Geiste dichterisch gestaltete.

In jener fruchtbaren Zeit schrieb Goethe auch Stella, und dachte dabei an die vertrautesten Freunde, an die geliebtesten Wesen. Wir wissen das, lesen das Stück, und — begreifen es nicht! —

„Stella, ein Schauspiel für Liebende“, hieß es in den Ausgaben von 1776, bis in unser Jahrhundert herein. Man sollte denken, wenn je Liebende, von dem Titel verlockt, in den hundert Jahren seit dem ersten Erscheinen, diese erste Bearbeitung zur Hand genommen haben, sie dürften sich kaum befriedigt gefühlt haben.

Ein Mann, der sein geliebtes Weib sammt dem Kinde ohne namhafte Gründe verläßt, und nun ein zweites herrliches Wesen kennen lernt, für sich gewinnt, aus dem Schoße der Familie reißt und entführt, um nach kurzer Zeit ehlichen Glücks auch diese zweite zu verlassen! — Das soll ein Schauspiel für Liebende sein? Es schließt endlich mit einer Doppel-Ehe, und wir müssen uns sagen, daß Liebende auch für einen solchen Schluß kaum ein dankbares Publicum sind.

Es drängen sich, wie wir sehn, gegenüber dieser Dichtung so viel Fragen an uns heran, die alle auf Eine Grundfrage zurückweisen, welche die Quelle so vieler Misverständnisse über Goethe ist, daß wir sie einmal näher ins Auge fassen wollen. Es ist die Frage: Was Goethe die Liebe ist?

Vor Allem haben wir festzuhalten, daß Goethe nichts ferner lag, als eine frivole Auffassung der Liebe. Oberflächliches Urtheil ist schnell dabei, ihn zu verkennen; der gemeine Sinn wird ihn nie erkennen. Dieser Sinn, der alles Große herabziehn möchte, wird doch nicht aufkommen gegen eine Persönlichkeit, — wie man dies schon anderwärts ähnlich hervorgehoben hat, — die weit über ihre Zeit hinausragt, und zwar eben durch ihren Hochsinn, und ihre selbstlose Reinheit, Güte und Menschenliebe, durch die sie das gerade Gegentheil alles Gemeinen ist.

Wenn wir erkennen wollen, was Goethe die Liebe ist, so haben wir uns der Grundverschiedenheit der Anschauungen zu erinnern, die in dieser Hinsicht in unserer Civilisation zu Tage tritt, und auch maßgebend ist für die Erscheinungen der Kunst; sie trennt Romanen und Germanen. — Da nun aber französisches Wesen in unsere deutsche Welt, die davon einst ganz beherrscht war, noch immer hereinspielt, so trüben diese Gegensätze neben einander, die sich nicht verschmelzen lassen, vielfach die Anschauungen. Nicht leicht war der deutschen Ursprünglichkeit der Sieg über das fremde Element.

Bei den Romanen ist die Vorstellung von der Liebe eigentlich noch immer die der alten Völker. Es fehlt ihr nur der alte Götterglaube, der dort die Naturtriebe adelte, indem in ihnen jene Völker die wirkende, gegenwärtige Gottheit verehrten. Was übrig bleibt, wenn dieser erhebende Götterglaube fehlt, bedarf keiner Erklärung. Es tritt auch in der Literatur zu Tage. Ein großer Theil der französischen Literatur bleibt deshalb nicht nur unserer weiblichen Jugend versagt, er wird auch von unserer Geschmacksbildung abgelehnt.

Wol hat der germanische Geist auch auf die romanische Welt Einfluß gewonnen, namentlich auf die ritterliche Romantik; so rein und geistig, wie in der germanischen Heimat, erhielt er sich dort nicht.

Bei den Germanen geht die Liebe aus von andächtiger Verehrung weiblichen Wesens. Die halbwilden Germanen des Tacitus verehrten etwas die Zukunft Vorahnendes im Weib. Mit frommer Verehrung steht der welterobernde und erschütternde Riese, der Germane der Vorzeit, dem Weibe gegenüber. Und gerade so wieder — der gewaltige Goethe sein ganzes Leben hindurch! —

In seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre schon grollt er über jenen jungen Dichterling, der von den Mädchen so leichtfertig und achtungslos schwätzt, als wären sie nur für ihn vorhanden, „und das Alles" — dies sind Goethes Worte — „so ohne Gefühl von weiblichem Werth!" —

Zwei Jahre danach schreibt er den Werther, der von der Geliebten sagt: „Sie ist mir heilig. Alle

Begier schweigt in ihrer Gegenwart." — Das erhält aber Alles erst besonderes Licht, wenn er in dem hohen Alter von vierundsiebzig Jahren noch jene berühmten Worte über die Liebe spricht:

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher sel'gen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe."

Er, den kein Name nennt, der Ungenannte, Gott — enträthselt sich ihm, in der selbstvergessenen Hingabe an ein Höheres, das er in der Geliebten sieht. Das Streben nach solcher Erhebung ist ein Frommsein. —

Diese vom Geistesleben des Mannes ausgehnde Liebe übergießt nun die Liebe des Weibes natürlich mit ganz besonderm Zauber! Man möchte sagen: weil sie nicht weiß, warum sie geliebt wird, rankt sie sich beglückt und dankbar um ihn, der es weiß. Sie ist beglückt durch seine Ueberlegenheit und blickt gern zu ihm auf. So geht auch von ihrer Seite die Liebe vom Geiste aus. Wie sie dem Manne, so ist er ihr ein Wunder. Göttliches ahnt er in ihr, sie in ihm. Es ist wieder ein Frommsein in der Liebe, wie bei den Griechen, und damit ist sie frei von Frivolität. — Wenn jene entgöttlichte Liebe selbstisch ist, so ist diese Liebe, die auf Hingabe beruht, die einzige Leidenschaft, die frei von Selbstsucht ist:

„Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.“

Die Liebe hebt den Menschen über sich hinaus und läßt ihm die ganze Welt in Zauberlicht erglänzen. Das spricht Goethe in seinem Amor als Landschaftsmaler aus. In einem Brief an die Stein sagt er (Bd. 2 S. 93): „Ich möchte wissen, ob Deine Seele wieder ins Licht der Liebe getreten ist, die alle Gegenstände mit dem Glanz der Colibrihälschen scheinen macht.“

Dieser großartige Idealismus der Liebe ist ein in Goethes Wesen besonders hervortretender Zug. Die Liebe verjüngt ihn bis in hohes Alter hinauf, und macht ihn immer wieder zum Dichter, indem sie ihm die Macht giebt, die Wirklichkeit in Dichtung zu verwandeln.

„Zürnen kann Apoll mit nichten,
Denn auf dieser Erdenflur
Muß man lieben, um zu dichten,
Wie er selbst es einst erfuhr.“[7])

So singt er noch mit einundachtzig Jahren! — Diese Liebe geht in seinem Geiste dann über auf Alles was lebt, auf die ganze Natur, und führt zu jener spinozistischen Gottesliebe, bei der die Ichheit freudig aufgeht im All.

Von allen Verhältnissen zum weiblichen Geschlecht bewahrt Goethe innigen Antheil an der Geliebten in der Erinnerung. Alle Verhältnisse verklären sich zur Dichtung; auch das zu Christianen. Am längsten hob

ihn das zu Frau von Stein. Sie erschien ihm, wie er einmal (7. Oct. 1776) schreibt: „gleich einer Göttin, die zum Himmel aufschwebt. Vergebens, daß ein Mensch die Arme nach ihr ausstreckt, daß sein Auge nach einem Blicke fleht. Sie schwebt, verloren im Himmelsglanz, der sie umgiebt, zum Himmel.“ Diese bekannte Aeußerung ist so bezeichnend für das Verhältniß, das auf den Dichter fort und fort, zwölf Jahre lang, hebend, läuternd wirkt, daß daneben die Frage nach dem Grade der Intimität, den es erreicht hat, als völlig nebensächlich in den Hintergrund tritt.

Dieses in unserer Gesittung nun so bedeutende Moment einer den Menschen hebenden Liebe pflegt und hegt Goethe, wie ein Kleinod; es steht in Zusammenhang mit seiner Sendung. Er schmückt damit, halb mit Bewußtsein, immer wieder dichterisch die Wirklichkeit aus. „Das wirkliche Leben,“ sagt er einmal, „verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffrischen muß.“ Wenn es Goethes Aufgabe war, die von der carikirten Antike Frankreichs übertünchte Bildung in Deutschland zu natürlichem Empfinden zurückzuführen, und diesen verschütteten Quell der Ursprünglichkeit wieder frei zu machen, so geschah dies vor Allem durch dichterische Kunstwerke, in denen die Liebe in jenem edleren Sinne mächtig ist. — Mitten im Drange der Zeit nach neuen Formen der Poesie und des Lebens, schwelgt Goethe geradezu in der Fülle seiner Gemüthswelt, die er unermüdlich durch neue Anlässe zu bereichern strebt. Instinctiv treibt es ihn

überall hin, wo er ursprüngliches Empfinden anzutreffen hofft. Er liebt es, unscheinbare Rollen anzunehmen, um sich einfachen Zuständen zu assimiliren, *und Alles, was er erlebt, verwandelt sich in Dichtung.* —

Verhängnißvoll, wie in seinem langen Leben kein zweites, wurde sein Verhältniß in Sesenheim. In alten, zum Theil dazu geborgten Kleidern eines armen Canditaten der Theologie, trat er in die Pfarrhaus-Idylle, die er mit der des Landpredigers von Wakefield verglich, und bald war er der Geliebte Friederikens. *Sie, die Arme, nahm es ernst. Er — auch im Augenblick.* — Als er aber aus der Idylle heraustrat, erwachte er aus dem Traum, den er dort geträumt. Wir wissen, wie er sich von dem Mädchen gewaltsam losriß, und wie ihr letzter Brief ihm das Herz zerriß; und wir erschrecken vielleicht über diese Erscheinung. Bei näherer Erwägung freilich müssen wir ihn einerseits eben so schuldig sprechen, wie wir andererseits erkennen: er konnte zuletzt doch nicht anders! Er konnte ebensowenig anders als ein gefangener Hirsch, der, wo nur immer möglich, durchbrechen muß in die Freiheit! Der zweiundzwanzigjährige Jüngling war, gerade in jenem Augenblicke seiner Heimkehr von Straßburg, in dem außerordentlichsten Stadium rascher Entwickelung und mächtigsten Wachsthums. Wir denken an den Liebenden in Goethes Melusinen-Märchen, — das er in Sesenheim erzählt —, der den Ring angenommen, durch den er, wie seine Geliebte, zum

Zwerg unter Zwergen wird. Ihn ergreift ein Sturm des Wachsthums, er vermag die Fessel des Ringes nicht zu tragen, er feilt ihn durch, und schießt nun wie ein Riese über seine Geliebte, und über ihre ganze Welt empor.[8]) —

Die Welten, die in seinem Götz, in seinem Faust ans Licht traten, drängten sich damals schon in seiner Brust. Wie konnte ihm die Idylle von Sesenheim genug sein? — Ganz aus des Dichters Innerem sind die Worte Fausts (1, 2995):

„Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!" —

Er mußte die Fesseln zerreißen. Wenn er aber zurückblickte auf die Stunden des Glücks, das er damit zertrümmerte, wenn er der verlassenen Geliebten gedachte, so sollte ihn lange noch unsäglicher Schmerz ergreifen, begleitet von Reue, und allen Qualen des Selbstvorwurfs.

Er nennt diese Zeit, da er Friederiken verlassen, in Dichtung und Wahrheit (Hempel 3, 71) „Die Epoche einer düstern Reue". Dann sagt er: „Als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer inneren Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und in Clavigo und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuiger Betrachtung sein."

Es löst sich die Wirklichkeit in Dichtung auf, so, daß man bei weiterer wiederholter Beobachtung dieser Erscheinung seine Sendung darin sehen möchte, solche Erlebnisse zu suchen, zu finden, dichterisch zu idealisiren und zu gestalten.

Er fühlt den Beruf in sich: „Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen" (Faust 1, 112). Was nämlich Faust sagt, kann man gewöhnlich als aus Goethes eigenstem Innern kommend ansehn. Wie ein Strom bricht der Gedanke in einer zweiten Rede Fausts hervor (1, 147):

„Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst am End' auch ich zerscheitern!"

Noch 1774, als er Clavigo schrieb, sieht man, wie lebendig Friederike ihm vor dem Geiste stand. In demselben Jahre schrieb er, Rousseaus Schule verratend, seinen Werther, und läßt ihn sagen: „Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde? ..." In Werther stehn zwei Männer einem geliebten Mädchen gegenüber, deren einer in den Tod geht, weil er entsagen muß. — Es ist ja bekannt, daß Goethe auch im „Werther" zum Theil eigne Erlebnisse schildert. Er gefiel sich selbst in den Leiden eines Menschen, der die Braut eines Andern liebt, die er nie besitzen kann. Es war nichts als ein dichterischer Traum, wir nennens sonst „eine Schwärmerei". Goethe sagte mitten in dieser Schwärmerei — so wie er überhaupt mitten im Liebesrausch oft Augenblicke kühler Betrachtung hatte —: „Der erste Augenblick, der sie mir näher brächte (nämlich Charlotte), wäre der letzte unserer Bekanntschaft." Er wollte sie nicht Kestnern entreißen, er wollte schwelgen in dem Schmerz, sie nie besitzen zu können.

Eine andere Erfahrung steht aber noch dem Dichter bevor, ein Problem, das zu Werther gewissermaßen einen ergänzenden Gegensatz bildet. Es wuchs aus Goethes Erlebnissen, wie von selbst hervor. —

Noch zitterte in des Dichters Herzen — trotz der Episode in Wetzlar — der Antheil an Friederikens Schicksal nach, als er 1774 Clavigo schrieb. Zu Ende dieses Jahres lernte er Lili kennen. Es ergreift ihn

eine neue Liebe mit überwältigender Macht. Hier nun drängen die Verhältnisse zu ernsten Entschlüssen. Der Gedanke an Heirat ist unabweisbar. Es ist der zweite Fall, wo der Dichter handeln muß. Da tritt ihm der erste mit Friederiken vor die Seele. Nun taucht das neue Problem auf, das Seitenstück zu Werther, wo zwei Männer von Einem Weibe gefesselt waren: wie leicht kann sichs fügen, daß zwei Frauen gefesselt sind von Einem Mann! Der Dichter malt das Bild weiter aus. Sein Glück mit Lili, die er mit allem Zauber ausstattet. Im Hintergrunde Friederike, gebrochenen Herzens, wie Marie Beaumarchais im Clavigo! Nun machen sich aber auch wieder die „zwei Seelen in der Brust", der Dichtertraum im Widerstreit mit der Wirklichkeit geltend. Es stürmt in ihm, wie damals, als er sich von Friederiken losriß: „Ich wär' ein Thor, mich fesseln zu lassen, dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte; er engt mich ein! — Was liegt nicht Alles in mir. — Was könnte sich nicht Alles entwickeln?" So lesen wir im ursprünglichen Text der Stella, und werden dabei lebhaft an ähnliche Stellen in Clavigo erinnert. Er schrieb dies wohl kurz vor seiner Verlobung mit Lili. — In der Dichtung geht er weiter. Er denkt sich, oder den Helden des Stücks, schon entflohn, wie er dann ja wirklich entflohn ist, um zu erfahren, ob er Lili entbehren könne. Ja, er denkt sich wieder, von Sehnsucht getrieben, zurückgekehrt, und findet, die Geliebte ist unwandelbar treu geblieben! Die früher verlassene Geliebte ist aber ja auch treu geblieben!

Wie, wenn sie zu den Glücklichen, Wiedervereinigten nun hinzuträte? Zwei Wesen, die gleiche Ansprüche an ihn haben, er in der Mitte, mit voller Seele Beider ganzen Werth erkennend. „Mußte denn das so sein? Daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?" Ihm waren das Dichterträume, neben denen seine großartige Entwicklung sich vollzog. Den liebenden Mädchen waren es freilich Wirklichkeiten! —

Er lebte diese seine Träume mit einer Nothwendigkeit, wie die Blume blüht; er stand dabei unter einer zwingenden Gewalt, die er nun als tragisches Geschick empfindet. Weil seine Liebe im Grunde nicht selbstisch, im Gegentheil immer selbstvergessen und hingebend, voll Güte, und von jenem verehrungsvollen Frommsein erfüllt ist, fühlt er sich durch sie ja gehoben. Nun aber denkt er der Leiden, die er Friederiken bereitet hat, die er, wie von Dämonen getrieben, aufs neue Lili zu bereiten im Begriff steht. Mit Schaudern sieht er es, unwiderstehlich treibt es ihn. Dieses reiche Glück und Weh muß durchgelebt, muß ausgesprochen sein. Ihm scheint es das Los der Liebenden überhaupt. Es sei allen Liebenden geweiht, allen wahr und warm empfindenden Seelen. Er dachte an Fritz Jacobi, an Johanna Fahlmer, mit denen er so recht aus voller Seele sich aussprechen konnte. Ihnen sendet er die ersten Bogen der Stella; der fünfte Act fehlte noch.

Stella, so nannte Swift, der in einer Art von Doppelehe lebte, die ihm heimlich Angetraute.

Schon der Titel des Stückes deutete demnach auf ein ganz besonderes interessantes Verhältniß.

Fernando hat sein Weib Cäcilie und Beider Tochter Lucie verlassen, hat darauf Stella kennen gelernt, entführt, und nach kurzer glücklicher Ehe auch diese verlassen. Er kehrt zu der Letzteren zurück und begegnet bei ihr seiner ersten Frau und seiner Tochter. — Stella kann ihre Lage nicht fassen, das Thatsächliche scheint ihr unmöglich! Man muß eine herzzerreißende Katastrophe fürchten. Da fällt der Vorhang.

Dies der Inhalt der vier Aufzüge. Der Dichter bleibt hier stehn.

Er sendete im März 1775 das Fragment an Johanna Fahlmer. Im April verlobte er sich mit Lili.

Johanna muß ihr Verlangen nach dem fünften Act ausgesprochen haben. Er antwortet ihr: „Haben Sie das Verlangen zum fünften Act überwunden. Ich wollt', Sie hätten einen dazu gemacht." — Er ist offenbar nicht im Reinen mit sich in Bezug auf den Schluß. Der Schluß, wie er in der ersten Bearbeitung vorliegt, und dann doch noch 1775 vollendet wurde, ist offenbar auch nicht so, wie er nach Anlage des Ganzen, und nach der ursprünglichen Intention des Dichters ausgeführt werden mußte.

Nach Vollendung des vierten Acts schreibt er noch: Die Menschen sollten in dem Stücke dargestellt werden, nicht um über das Schicksal unseres Geschlechts zu klagen, aber so, wie ich sie erkannt habe, „und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein." — Als er das schrieb, hatte

er wohl noch keine Ahnung von dem dann hinzugekommenen versöhnlichen Schluß. Dieser Schluß ist ein Versuch, zu beruhigen, nicht stärker in der Unruhe zu machen, die Empfindung nicht zu vertiefen, sondern — zu verflüchtigen, um nicht zu sagen, zu verflachen.

Mit Lust schwelgt der Dichter im Schmerz noch zu Anfang des fünften Actes; ihn selbst hören wir in den Worten Fernandos, wenn dieser — seltsam genug — seinen beiden Frauen zu Füßen sinken möchte, um „in theilnehmendem Elend Seligkeit zu genießen!“ — Mag uns auch diese Art von Seligkeit seltsam erscheinen, sie bezeichnet die Stimmung, aus der Stella hervorgegangen ist, und damit ist auch die Tendenz des Stückes klar, und klar, daß es das gerade Gegentheil von dem ist, wofür es leicht gehalten wird.

Nicht um die Doppelehe zu empfehlen, schrieb er es; auch nicht, um sie zu verdammen. Nicht um einen versöhnlichen Ausgang des Conflictes war ihm ursprünglich zu thun, ihm ist nur zu thun, um starke, wahre Empfindung des Tragischen der Situation.

Das in Mode und Etikette erstickte natürliche Gefühl, der Stumpfsinn gegenüber Verbrechen, die Oberflächlichkeit, Frivolität und Heuchelei der Civilisation, sind die Elemente, die Goethe hin drängen zum Cultus echten Gefühls.

Er nannte in jener Zeit die geliebte Lili Belinde. So hieß die von Madeleine de Scudery in „La morale du monde“ geschilderte Schöne, die von väterlicher

Seite verwaist, und von einer Schaar von Männern umschwärmt ist. Lili war in demselben Fall, und es lag nahe, sie eine zweite Belinde zu nennen.[9]) Im Uebrigen kann man überzeugt sein, daß Goethe gegen die Anschauungen der Scudery, wenn sie zur Sprache kamen, nicht sanft wird herausgefahren sein! Wenn es da heißt: Belindens Tugend bestand darin — unter allen Umständen den Anstand zu bewahren. Sie verliert ihren Gemahl, bewahrt aber den Anstand so sehr, daß sie nichts zu fühlen scheint. Sie hält es für rühmlich, Cleanten ihre Hand zu reichen, ihr Herz aber für sich zu behalten. — Gegen solche Anschauungen erhebt das lebendige Gefühl Goethes natürlich Protest, und wir begreifen, wenn wir solche Anschauungen vor Augen haben — da er Lili Belinden nannte, hatte er sie vor Augen — was es ihm heißt, wenn er die Empfindsamen, wo nicht beruhigter, so doch stärker in der Unruhe machen will.

Wir gingen nicht darauf aus, für Goethes Stella einzutreten, wir suchten nur an der Hand von Thatsachen zur Erkenntniß des Geschichtlichen zu gelangen, und da sehn wir denn, daß es dem Dichter nicht beifällt, etwa für oder gegen Monogamie einzutreten, sondern, daß es sich ihm auch hier um gar nichts Anderes handelt, als um Belebung und Vertiefung des Empfindens in einer stumpf gewordenen Welt. Das ist die Bedeutung seiner Stella, wie seines Werther. Das Tragische des Stoffes tritt ihm vor die Augen in dem Momente, wo er das zweitemal sich gedrängt sieht, einen dichterischen Traum von

einem Bündnisse fürs Leben mit realer Verwirklichung abzuschließen.

Wie steht es aber nun mit dem Schluß, oder vielmehr mit den beiden Schlüssen der Stella, das heißt, mit der Bearbeitung derselben als Schauspiel, und mit der als Trauerspiel? Im Werther mußte der Eine der Männer sterben, es liegt nahe, hier den Tod Stellas zu erwarten. Sie ist mit unbeschreiblicher Anmuth geschildert. Lili stand dem Dichter vor Augen. Keine der anderen Gestalten ist so mit individuellem Leben ausgestattet. Alles, was sie spricht, schimmert im Glanz der Liebe, die ihr ganzes Wesen erfüllt. Es athmet zugleich auch noch Fülle der Jugend. Fernando gegenüber ist sie noch ganz von bebender Liebesleidenschaft durchglüht. Herzzerreißend wirkt der Conflict, namentlich durch die selbstlose Unschuld dieser Gestalt. Warum kam es nun nicht zur tragischen Ausführung des fünften Actes? — Scheint es doch fast, als ob den Dichter die Gegenwart der Geliebten, der Gedanke an Lili beirrt hätte! Er brachte es nicht über sich, sie zu tödten, oder besser: er vermochte es nicht, in seiner glücklichen Lage, sich so weit von der Wirklichkeit, von Lili loszumachen, um die Fülle tragischer Momente innerlich durchzuleben, und zu gestalten, die hier aufzubieten war. — Er hatte sich in der Kerkerscene erschöpft und brachte für diese Aufgabe, die ihn persönlich zu nah berührte, die tragische Gewalt nicht auf.

Ich möchte fast vermuthen, daß der tragische Schluß schon 1775 im Entwurf vorhanden war, daß

er nur dem Dichter nicht gefiel, und daß er zur befriedigenden Ausführung aus dem angedeuteten Grunde, damals nicht die Stimmung fand. Er zögerte, hätte es am liebsten gesehn, wenn ihm ein Anderer den fünften Act hinzugemacht hätte, bis er einen Ausweg erblickte, der ihm einen neuen Gesichtspunkt gab und ihn für den Augenblick blendete. In der Geschichte des Grafen von Gleichen, der, aus dem gelobten Lande heimkehrend, eine zweite Frau seiner Frau ins Haus brachte, — sie hatte ihm das Leben gerettet —, und der nun, im Einverständniß Beider, mit Beiden glücklich lebte, schien ein Ausweg gefunden. — Sollte die Liebe nicht auch die Eifersucht überwinden? Cäcilie soll ein großes Beispiel geben! „In unglaublich heiterem Triumph," wie Schöll sagt, wurde dieser Gedanke nun ausgeführt.

Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Motiv etwas Brauchbares lag. Es handelt sich ja doch nur um eine Satzung unserer Gesittung, eine Satzung, die bei den Patriarchen — um von Mohammedanern und Mormonen zu schweigen — und auch bei unseren Vorfahren im Mittelalter nicht so streng genommen wurde. Cäcilie konnte, mit Zustimmung aller Betheiligten, alle Schwierigkeiten und Bedenken beseitigen, so, daß eine Lösung denkbar scheinen konnte. Es handelte sich eben nur darum, sich hinwegzusetzen über Gesetz, Brauch und Sitte. Man sollte denken, daß das, bei einigem guten Willen Aller, möglich wäre, besonders, wenn man auf die Welt verzichtete. —

Wenn es aber den Anderen auch möglich war, für Stella, wie sie gezeichnet ist, gezeichnet werden mußte, war es doch nicht möglich! Ihr ganzes Wesen, das von dem regsten Empfindungsleben geleitet ist, kann sich eine Theilung der Liebe eben so wenig denken, als sie sich durch Reflexion in ihrem Gemüthsleben bestimmen lassen kann. Und wenn sie auch wollte, durch Ueberredung halb überwunden würde, sie könnte nicht! — Es wäre die Aufgabe gewesen, die Beseitigung aller Bedenken auf das Verlockendste darzustellen, so daß Stellas Widerstand ganz unerwartet hervorgetreten wäre. Ihre kindliche Seele müßte sich dann mit einer Macht erheben, über die sie selbst mit bestem Willen nichts vermag. Der beglückende Alleinbesitz, in dem sie sich wähnte, und glücklich war, war ein Raub, ein Unrecht an einer früheren rechtmäßigen Besitzerin, die da vor ihr erschienen war! Die Grundlage ihrer Existenz war vernichtet.

Wenn der Dichter es in jener Zeit vermocht hätte, in einer ergreifenden Schlußscene Alles zur Anschauung und zum Ausdruck zu bringen, was auf der liebevollen, liebenswürdigen Seele Stellas lastete und ihr unmöglich machte, weiter zu leben mit ihrer Schuld, an der sie unschuldig ist — ihre bedrängte Seele mußte bis zum Wahnsinn gesteigert erscheinen und Töne anschlagen, gleich denen Gretchens in der Kerkerscene —; wenn sie so das Leben aushauchte, mußte ihr Fernando folgen. Der Dichter fühlte das, als er später den ursprünglichen, versöhnlichen Schluß

wegstrich und den tragischen hinzudichtete, wie er nun in den Werken gewöhnlich erscheint. Da heißt nun Stella „ein Trauerspiel". Wenn der Dichter aber von dieser Ausführung sagt, daß sie nun das Gefühl befriedige und die Rührung erhöhe — Stella stirbt an Gift, Fernando erschießt sich — so vermissen wir doch die tragische Gewalt, das, was den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt! Als der Dichter diesen Schluß dichtete, war er jedenfalls von dem mächtigen Strome der Grundstimmung nicht mehr getragen. — Dennoch müssen wir uns an diese Bearbeitung halten. Der versöhnliche Ausgang war ein Fehlgriff. Eine Doppelehe mag vereinbart werden können oder nicht, uns erscheint es als Mißbrauch unserer Empfindung, wenn die Situation, im schlimmsten Sinne theatralisch, zu einem rührenden Schluß-Tableau ausgebeutet wird, wie hier. Fernando zwischen beiden Frauen stehend, ihnen abwechselnd zurufend: „mein!" — „mein!" — und die Frauen: „ich bin dein!" — „wir sind dein!" —

Mit dem tragischen Schluß könnte es einer begabten Darstellerin der Stella gelingen, auch den Schluß zu heben. Sie muß bis ans Ende kindlich liebevoll erscheinen, und doch die anderen alle überragen durch den Ernst ihrer Liebe, mit dem sie erkennt, daß sie sterben muß, und mit dem sie ohne Zögern in den Tod geht.

Daß der versöhnliche Schluß nicht gefiel, erfuhr der Dichter bald — wenn das Stück auch hin und wieder gespielt und mit dem sentimental geschlechts-

losen Ausgang beklatscht worden sein soll. Fritz Jacobi hatte keine Freude daran. Es empörte ihn wol die Zumuthung, mit Fernando sympathisiren zu sollen.

Wir begreifen auch nicht, wie der Dichter hoffen konnte, daß Lili an Stella Gefallen finden werde. Ihr konnte die Liebe nicht sein, was sie Goethe war; ihr konnte sie nicht als schöpferische, weltverklärende Macht bekannt sein, die ihn trieb, von einem Traum zum anderen, als gälte es, Probleme zu lösen, bis zu Conflicten, wie der hier in aller Vollständigkeit dargestellte. Sie konnte seine Lust an der Kraftentfaltung des Schmerzes nicht theilen, bei der ihm die Rechtfertigung des Helden, ja, die Motivirung seiner Handlungen, so wie das Urtheil der Welt völlig in den Hintergrund tritt. Im Werther tritt diese Gewalt hervor, als Schmerz gegenüber der gebotenen Entsagung; in Stella, als Verzweiflung gegenüber der Liebe zweier gleichberechtigter Geliebten, deren Liebe ihm das Herz zerreißt.

Der Anlaß, den die Wirklichkeit dem Dichter bot, gab ihm immer nur Umrisse, die er dichterisch ausgestaltete. Er war, als er Wetzlar verließ, durchaus kein Werther, und, als er sich von Lili trennte, durchaus kein Fernando.

Das Verhältniß zu Lili gab ihm nur ein Motiv zu Stella, Lilis Wesen nur einige Züge zu ihrem Bild. Wie das Verhältniß zu Lili wirklich war, das wollte sich damals noch nicht als Dichtung gestalten, oder auch nur als Darstellung nach dem Leben ablösen.

Er war noch ganz in ihm befangen und erst in hohem Alter gelang es ihm, es zu schildern. .

Ein seltener Zauber liegt über dieser Schilderung, wie über der Sesenheimer Idylle.

Es sind nur die zwei Fälle aus Goethes Leben bekannt, wo eine gegenseitige ausgesprochene Neigung von weiblicher Seite so ernst genommen wurde, daß es den Anschein eines Bündnisses fürs Leben gewann. Gretchen, älter als der Dichter, betrachtete ihn als Kind; Kätchen, die auch um drei Jahre älter war, gab ihn eher auf, als er sie. Nur Friederike und Lili nahmen es ernst. – Friederikens Herz nahm ihn beim Wort, und er, der rasch aufschießende Jüngling, mußte sich gewaltsam losreißen. Er sah mit nassem Auge nach ihr hin, und büßte jahrelang mit Selbstvorwürfen, die als Dichtungen verewigt sind. — Als ihn nun der Zauber der glänzenden, vielumworbenen, aber ihn auszeichnenden Lili gefangen nahm, und ihn die Situation zu ernsten Entschlüssen drängte, und er doch dunkel in seinem Innern das Traumhafte, Fictive, auch dieses Verhältnisses fühlte, da mußte Friederikens Bild ihm vor die Seele treten. Wir erinnern uns daran, wie er sich darstellt, als Wilhelm in den Geschwistern, den die Erinnerung an verlassene Mädchen foltert. Und nun packte ihn das Tragische der Situation eines Herzens, das immer ganz dem Eindrucke der Gegenwart hingegeben, wie von Traum zu Traum getrieben, plötzlich der Wirklichkeit gegenübersteht, und ihre Anforderungen

nicht erfüllen kann. In diesem Augenblick mußte Stella entstehn, und aus diesen Motiven, wenn wir begreifen wollen, wie er in dem glücklichsten Jahr seines Lebens diese Dichtung schreiben konnte![10]) Auch, daß er das Stück in vollem tragischen Ernst nicht auszuführen vermocht, scheint aus den angegebenen Motiven begreiflich.

Ich wagte vorhin die Vermuthung, ein tragischer Schluß der Stella sei vielleicht schon 1775 im Entwurf vorhanden gewesen. Ich halte es nämlich für möglich, daß der 1806 zum erstenmal auf der Weimarer Bühne gegebene tragische Schluß ein Zurückgreifen nach einem solchen älteren Entwurf war. Es ist gar zu auffallend, daß dieser Schluß eine Stelle enthält, die an die nach meiner Ansicht 1775 entstandene Kerkerscene anklingt. Da Stella, nachdem sie bereits Gift genommen, gerufen wird, sagt sie: „Wer ruft mich? Warum weckt ihr mich? Welche Zeit ist's? Warum so früh?" Dies erinnert doch sehr an Gretchens: „Du holst mich schon um Mitternacht? — — Ist's morgen früh nicht zeitig genug?"

Lili, die drei Jahre nach der Trennung von Goethe den Bankier von Türckheim heiratete, bewahrte Goethe bekanntlich, so wie er ihr, lebenslänglich die freundlichste Erinnerung. —

Warum sie sich wohl trennten? Die Tochter Lilis pflegte sich über Goethe in einer Weise auszusprechen, daß wir darin wol die Anschauungen Lilis vermuthen dürfen. Sie sagte: „Man dürfe

Goethe nicht mit einem andern, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Gefühlen und Ideen in ihm bewegte, und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehörte".[11]) Das ist gewiß treffend, obwohl wir nicht leugnen können, daß uns das friedliche Auseinandergehn des herrlichen Paares immer eine eigenthümliche Erscheinung bleibt. „Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht." So rief der Dichter im Geiste Lili zu, als er Frankfurt verlassen. Lili scheint doch einige Zeit ernstlich gelitten zu haben, soll auch erkrankt sein. Sie erholte sich wieder und ist eine glückliche, blühend schöne, allverehrte Frau geworden. Goethe — träumte in Weimar bald an neuen Dichterträumen fort. Schrieb er ja doch schon an Egmont in den letzten Tagen in Frankfurt!

Für uns ist die Trennung von Lili freilich ein unbefriedigendes Compromiß des Dichtertraumes mit der Wirklichkeit; unbefriedigend, fast wie der versöhnliche Schluß der Stella.

Als Stella im Januar 1776 erschienen war, sandte der Dichter ein Exemplar, von Weimar aus, noch an Lili und schrieb Widmungsverse hinein, indem er dabei seiner Reise in die Schweiz gedachte, die er im vorigen Sommer unternommen, um zu versuchen: ob er sie entbehren könne? Die Verse sind bekannt:

Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen,
War stets dein Bild mir nah:
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.[12])

Was sich Lili wol dachte, als sie das Buch erhielt und die Widmungsverse las? „Daß vergebens Liebe vor Liebe flieht!" Sie mag wol gefragt haben: warum flieht sie denn? Auch geweint mag sie schon haben, bevor sie zu jener Erkenntniß kam: „Man dürfe Goethe nicht mit einem anderen, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, da ja eine Welt von Gefühlen und Ideen sich in ihm bewegte, und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehörte!"

Das Dämonische nannte er die Macht des Genius, die mit ihm schaltete, wie es ihr beliebte, und der er sich hingibt, ohne sich dessen bewußt zu sein, indem er aus eigenem Antrieb zu handeln glaubt. In solchen Fällen erscheint der Mensch oft wie ein Werkzeug der Natur, bestimmt, belebend und befruchtend zu wirken. Er mußte lieben, um zu dichten, und die Welt mit der Frische ursprünglichen Empfindens zu verjüngen. Es ist nichts Anderes, wenn er sagt: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan!" Die selbstlose Liebesfähigkeit, die ewige

Liebe ist gemeint, die den Menschen über sich selbst erhebt, indem sie ihn ins Object, in das Ideale hinein zieht und die Ichheit schweigen macht:

> Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
> Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Sobald wir eine solche Anschauung gewonnen haben, zu der uns ja eine hinreichende Fülle von Thatsachen hindrängt, da müssen wir uns auch wol bewahrt fühlen, vor jenen Entstellungen des Bildes Goethes, auch in Bezug auf die Liebe, denen man so oft begegnet.

Ich brauche sie nicht näher zu bezeichnen.

Dieselbe Anschauung macht uns auch die Entstehung seiner Stella begreiflich. Wir verstehn sie und würdigen sie mit allen Mängeln, aber wir werden sie nun erst mit vollem Antheil betrachten und es entsteht der Wunsch — sie auf der Bühne zu sehn.





Goethe und Marianne Willemer.

„Die Jahre nahmen dir, du sagst, so Vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles;
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht, was dir Besond'res bliebe!"
Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

So sagt Goethe im Divan, Buch der Betrachtungen, 18.[13]) Es ist damit ein Punkt bezeichnet, der bei Beurtheilung Goethes noch weder erschöpfend behandelt, noch recht gewürdigt ist: Idee und Liebe. Er fand dafür auch den Ausdruck: „Das Ewigweibliche"; das heißt doch *das ideale Weibliche*, also: Idee und Liebe. Mit einem Worte, ich meine den noch nicht erschöpfend gewürdigten Punkt, *was für Goethe die Liebe war.*

Es ist ein heikles Thema. Für Frauen mag es sogar etwas Beunruhigendes haben, von einem Manne zu hören, daß er im Leben neunmal, zehnmal leidenschaftlich geliebt. Goethe sagt nun wieder: „Zürnen mag Apoll mit nichten, denn auf dieser Erdenflur muß man lieben, um zu dichten, wie er selbst es einst erfuhr."[14]) Lieben, um zu dichten? Wie, wenn sich darin eine Mission Goethes erfüllte, die unsere Empfindungswelt auf natürlichere Grundlagen zurückleiten sollte? Stürzt er sich nicht, wie absichtlich, hinein in Leidenschaft? Schwelgt er denn nicht völlig dort, wo er hoffnungslos liebt? Thürmt er nicht Hindernisse auf, wo sie nicht vorhanden sind? Gewiß, sein Leben war selbst ein Gedicht. Er hat seine Träume nie verwirklicht gesehn; es blieb immer beim Traum, und handelte sich gar nicht um Verwirklichung. Niemand hat klarer diese seine Mission erkannt, wie er selbst, und schon mit 23 Jahren in seiner berühmten Recension der Gedichte eines polnischen Juden,[15]) hat er sie ausgesprochen. Was er dort tadelt, ist noch heute treffend. Der Jüngling, der sich als polnischer Jude vorstellt, ist ein gewöhnlicher moderner Stutzer, der von den Mädchen die gewöhnlichsten Dinge sagt, und sich beklagt, wenn sie ihn nicht lieben „und das Alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen, was er will," setzt der 23jährige Goethe hinzu. Dann aber fährt er fort: „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühn, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für

seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte — den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere, sich mühten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er aus dem dichtenden Traume erwachend — fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; — der uns dann alle seine Freuden und Siege und Niederlagen — mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun! — Aber dann, o Genius, — laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth! — deren Seele ganz Güte, sich in stillem Familienkreise häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt. — Laß die Beiden sich finden. — Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen. —"

Wie sehr Goethe wußte, was er wollte! Er suchte leidenschaftlich Erfahrung, um sie in Liedern auszusprechen; aber Erfahrung von wahrer Empfindung, und Empfindung für wahren weiblichen Werth! Wahr zu empfinden und wahre Empfindung darzuleben, das war seine Sendung. Schiller hat die

Grundzüge zum Verständniß an die Hand gegeben, mit der Erörterung jenes „mittleren Zustandes" unseres Innern, wo Geist und Natur sich die Wage halten, eines Zustandes, den er den ästhetischen nennt, der sich bei dem spielenden Kinde und beim Künstler findet. Er beruht auf völliger Harmonie unseres Innern, die im Laufe des Lebens, wenn die Schwungkraft schwindet, Phantasie und Sinne erschlaffen, nothwendig gestört werden muß. Goethe, der durch die Frische seines Geistes die Welt verjüngen sollte, konnte dem Loose des Erstarrens und Erkaltens nicht entgehn. Wenn er sich wiederholt zu neuem Schaffen zu verjüngen und zu beleben vermochte, sehn wir immer: das Ewig Weibliche ist's, das ihn erhebt. Es leiht ihm Begeisterung und stellt die Harmonie wieder her, es versetzt ihn in jenen mittleren Zustand. Belebung des Gemüthslebens durch weiblichen Zauber — das ist für Goethe die Liebe. Das leidenschaftliche Verhältniß ist dabei gewöhnlich weniger wirklich, als vielmehr eine in ein Kunstwerk verwandelte Wirklichkeit, ein poetischer Traum. Die Betrachtung dieser Erscheinungen in Goethes Leben zieht uns mit Recht mächtig an: ist ja in allen seinen Werken sein Wesen, er selbst dasjenige, was uns am meisten erquickt. Und so mag es denn auch gerechtfertigt scheinen, bei einer solchen Erscheinung, über die wir erst in neuester Zeit genauer unterrichtet sind, eine Stunde zu verweilen.

Goethe lebte noch, als sich schon eine Sage über die Entstehung seines westöstlichen Divans zu bilden begann. Der Mittelpunkt derselben war die Annahme, daß unter Suleika, die im Divan besungen wird, nicht jene Gestalt der orientalischen Dichtung, also ursprünglich die Gemahlin Potiphars,[16]) sondern eine noch lebende Geliebte Goethes zu verstehen sei, sowie Goethe selbst ja ganz offenbar im Divan als Hatem seine eigenen Gefühle ausspreche, wie wir in neuerer Zeit ja Aehnliches auch an Mirza-Schaffy-Bodenstedt erlebten. Zu Goethes letztem Geburtstage, den er erlebte, den 28. August 1831, ließ Simrock das Folgende in einer Festschrift drucken.

Text:

Du beschämst wie Morgenröthe
Dieser Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Die Strophe ist aus dem Buch Suleika, das 24. Stück, überschrieben: Hatem. Dazu machte nun Simrock a. a. O.[17]) die folgende „Conjectur“:

Nein, das ist nicht auszuhalten,
Was der Cotta Schnitzer druckt!
Blind hat sich an diesen Spalten
Der Corrector nicht geguckt.
Morgenröthe reimt auf Hatem!
Das kann nimmer richtig sein;
„Du beschämst wie Morgenathem“ —
Nein, das will mir auch nicht ein.

Also reimt's auf Morgenröthe?
Ja, ich hab es gleich erkannt:
„Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand."
Kritiker, nun triumphire:
Diesmal hast du nicht geleimt.
Der Beweis ist: alle viere
Sind die Strophen durchgereimt.

Das betreffende Gedicht hat nämlich vier vierzeilige Strophen, deren jede vier Reime hat, nur die dritte, die ich vorhin anführte, nicht. Sobald man aber für Hatem Goethe liest, so erscheint auch diese durchgereimt. Zu dieser Entdeckung macht nun Simrock noch das schöne „Scholion":

Ganz gewiß hat der Conjector
Diesesmal nicht falsch gesehn,
Doch mit Recht ließ der Corrector
„Hatem" hier im Texte stehn.
Denn uns machen alte Sagen
Aus des Dichters Zeiten kund,
Daß er noch in alten Tagen
Ward vom Pfeil des Gottes wund.
Was der Greis mit Jünglingsmuthe
Von Suleikas Schöne sang,
Nicht erheuchelt hat der Gute
Seiner Lieder Seelenklang.
Nein, man weiß, daß ihrer Fülle
Herzbezwingende Gewalt
Unter orientalscher Hülle
Einem deutschen Mädchen galt.

Ihr hat er sich nicht verborgen
Und den Namen gern genannt,
Der vom Abend bis zum Morgen
Mit Verehrung füllt das Land.
Wir nur sollten nicht erfahren
Seiner späten Liebe Glück;
Aber noch nach tausend Jahren
Hallts aus seinem Lied zurück.
Selber hat er sich verrathen,
Stäts verräth die Liebe sich:
Hatem Goethe, Goethe Hatem,
Einig sind sie ewiglich.

Wunderbarerweise sollte das Geheimniß doch noch 36 Jahre lang verborgen bleiben. Goethe starb 1832, Suleika erst 1860, und Jahre gingen nach ihrem Tode dahin, bis 1869 Herman Grimm in den preußischen Jahrbüchern die ganz überraschende Enthüllung brachte, daß hinter dem Namen Suleika nicht nur wirklich eine bestimmte, Goethe nahestehende Persönlichkeit zu verstehen sei, sondern, daß selbst Verse, die im Divan Suleika in den Mund gelegt werden, nicht von Goethe, sondern von Suleika sind! Wir lernen in ihr also zugleich eine Dichterin kennen, deren Verse neben denen Goethes bestehen können, neben Goethes Versen im Divan, die zu den schönsten der Literatur zu zählen sind. Ja, wir sehen sogar, daß gerade solche Dichtungen im Divan von Suleika sind, die zu den schönsten des ganzen Divans gerechnet werden. Wir besaßen demnach eine Dichterin,

der keine andere zu vergleichen ist, deren Dichtungen wir als die Goethes bewunderten, und die ungenannt und uns unbekannt lebte und starb. Sie konnte im Concert eines ihrer herrlichen Lieder in der Composition Mendelssohns von einer berühmten Sängerin, mit der sie sogar befreundet war, singen hören; konnte die Bewegung sehn, die ihr Lied auf die Zuhörer hervorbrachte, konnte selbst tief erschüttert, dabei der Erinnerung vergangener Zeiten sich hingeben — und sie verrieth sich nicht.[18]) Das letzte Gedicht Goethes, das er an sie richtete, datirt vom 3. März 1831 (abgesandt hat er es aber erst an sie etwa einen Monat vor seinem Tode). Es war bekannt seit 1833, aber man errieth nicht, an wen es gerichtet war.[19])

Erst im Jahre 1869, wie gesagt, kamen die ersten Aufklärungen. Diesen folgte in Westermanns Monatsheften im September 1870 eine Arbeit Düntzers über den Gegenstand und endlich erschien 1876 die Schrift: Goethe und das Urbild seiner Suleika, von Frau Emilie Kellner, die manches Neue, aber auch manches Unrichtige brachte. Schon früher war die vortreffliche Ausgabe des Divans von Loeper (1872) erschienen. — Zuletzt, im vorigen Jahre (1877), kam der Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne Willemer mit Lebensnachrichten und Erläuterungen von Creizenach. Damit sind uns nun Aufschlüsse geworden über jenes Verhältniß, durch die uns das volle Verständniß eines seiner bedeutendsten Werke, seines Divan, doch erst völlig möglich wird. — Ich erinnere vorläufig nur an die Landschaft von

Heidelberg, die wir nun unter Loepers Leitung in einzelnen Gedichten erkennen (S. dessen Bemerkung zu Divan VIII, 24).

Der Divan war für die Literatur von der größten Wirkung. Er wirkte auf Rückert, auf Platen, der seinen ersten Erfolg seinen Ghaselen dankt — und Daumers, Bodenstedts Dichtungen sind Nachklänge dieser Wirkung. Sie haben alle etwas Anziehendes; erreicht haben sie Goethe nicht. Wir kehren von ihnen gerne zum Divan wieder zurück und staunen über die ewige, unvergängliche Schönheit dieser Lieder. Ihr Hauptzauber liegt wohl darin, daß auch sie in der Wirklichkeit wurzeln, was wir jetzt erst recht erkennen. Ihre Echtheit und Ursprünglichkeit bewährt sich auch im fremden Gewand. Die orientalischen Versmaße streng nachzubilden, verschmähte Goethe mit Bewußtsein. Er hat es in seiner Jugend mit den antiken Versmaßen ebenso gemacht. Er machte die Mode des Klopstockschen Odenstils nach Horazischem Muster nicht mit, sondern gestaltete seine Gedichte, auch die antikisirenden, in eigener Weise. So verhielt er sich skeptisch gegen die Form des Sonettes, und machte Sonetten erst als er das 50. Lebensjahr schon überschritten. — Dergleichen künstliche Kunst kam seinem ursprünglichen Genius nicht zu. Er sagt darüber im Divan II, 7:

> Zugemessne Rhythmen reizen freilich,
> Das Talent erfreut sich wohl darin;
> Doch wie schnelle widern sie abscheulich,
> Hohle Masken ohne Blut und Sinn.

Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht auf neue Form bedacht,
Jener todten Form ein Ende macht.

Goethes Lyrik erreichte hier zum zweiten Mal einen Höhepunkt, zugleich ist er in dieser Zeit von einer Fruchtbarkeit, wie kaum ein zweites Mal in seinem Leben. Die meisten Lieder des Divans — von 280 zweihundert — entstanden in den Jahren 1814, 1815. Damals war Goethe 65—66 Jahre alt. — Wenn er bis dahin nichts geschrieben hätte, der Divan ganz allein hätte weitaus hingereicht, ihn hoch über alle lyrischen Dichter seiner Zeit zu stellen. Der Dichter Hebel brachte es im Verlauf seines ganzen Lebens etwa auf die Zahl von 60 alemannischen Gedichten, und hat unsterblichen Ruhm erworben. Goethe überraschte sein Volk noch im Alter mit einem Bande von mehr als 280 Gedichten, die in kurzer Zeit entstanden sind, und obendrein ganz eigenthümlichen, Epoche machenden Charakter haben. Gewiß, wenn sie nicht von ihm wären, so daß sie unter der Größe seiner übrigen Werke, neben denen sie stehn, fast verschwinden, sie hätten ausgereicht zu höchstem Dichterruhm.

Was dem Divan Duft verleiht, ist aber das Buch Suleika; was dem Dichter höchsten Aufschwung gibt, ist die Liebe zu Suleika. Sie erklärt uns einigermaßen die sonst unbegreifliche Erscheinung, und es muß uns anziehn, das Verhältniß zu kennen, um so mehr, wenn wir in der Geliebten zugleich auch eine Dichterin kennen lernen. Wir

dürfen uns hier nicht etwa verleiten lassen zur Annahme, daß Goethe die Dichterin in ihr geliebt habe; er liebte am Weibe immer nur die unbewußte Anmuth, die Natur, das, was uns Männern fehlt, das Ewigweibliche. Daß sie dichtete, dient nebenher zu anmuthigem Spiel. Es ist auch nicht so, als ob die Liebe zu Suleika erst den Divan hervorgebracht hätte. Die kräftige Stimmung ging dieser Liebe schon voraus, viele Lieder sind schon 1814 vor der Begegnung mit Suleika geschrieben. Das Bedürfniß zu lieben war schon da. Schon auf der Reise in seine Heimat, wo er sie kennen lernte, singt er: „So sollst du muntrer Greis dich nicht betrüben. Sind gleich die Haare weiß, doch wirst du lieben.“[20])

Aus den genannten, neuerlich erschienenen Schriften gewinnen wir nun von Suleika ein klares Bild. Es war kurz vor Weihnachten 1798, als der Balletmeister Traub mit seiner Truppe nach Frankfurt kam. In seiner Gesellschaft befand sich die Wittwe des Instrumentenmachers Mathias Jung aus Linz in Oberösterreich mit ihrer 14jährigen Tochter Marianne. Maria Anna Katharina Therese Jung, dies ihr voller Name, ist geboren den 20. November 1784 zu Linz. Sie hatte entschiedene Begabung zu musikalischem Vortrag in Gesang und las frühzeitig schon gerne Dichterwerke. Goethes römischer Carneval war ihr unter Anderm in der ersten Ausgabe, mit gemalten Bildern, frühzeitig in die Hand gekommen und ein Lieblingsbuch geworden. — Sie war eine anmuthige Er-

scheinung, wenn sie im Ballet als Harlekin aus dem Ei kroch, oder aus einer Blume hervorkam. Einmal flog sie sogar aus einer Kanone heraus. Aber schon 1799 finden wir, daß sie im Lustspiel und Schauspiel verwendet wird. Marianne mußte einen äußerst günstigen Eindruck machen, daß in dem hochgeachteten und angesehnen, sehr reichen Geheimrath und Bankier von Willemer, der Mitglied der Theaterdirection war, der Gedanke auftauchte, sie ihrem Berufe zu entziehn, um sie im eigenen Hause mit seinen Töchtern erziehn, und auch auf das Gründlichste musikalisch ausbilden zu lassen. Marianne hing mit der größten Zärtlichkeit an ihrer Mutter und die Trennung wurde ihr schwer. Geheimrath von Willemer sorgte für die Mutter aber so freundschaftlich, daß ihr dies zum Trost und zur Beruhigung gereichte. Marianne betete bis in ihr hohes Alter täglich einen Morgensegen, den die Mutter ihr eigenhändig aufgeschrieben und mit Rührung pflegte sie zu sagen: „meine liebsten Gedanken sind bei ihr!" Als ihre Mutter schon nicht mehr war, sorgte Marianne noch dafür, daß eine nahe Verwandte derselben, so lange sie lebte, eine Jahresunterstützung erhielt, die noch 1876 in Oberösterreich ausgezahlt wurde.

Obwol es nun nicht fehlte an Bemerkungen, daß Herr von Willemer besondere Vorliebe für die Erziehung eines so schönen Wesens habe, so faßten Wolwollende sein Vorhaben doch als eine Rettung des liebenswürdigen Kindes auf, was auch Goethes Ansicht war. — Die beiden Töchter Willemers

heirateten und Geheimrath Willemer heiratete endlich am 27. September 1814, unter Billigung der Töchter und Schwiegersöhne, die sie alle liebten, Marianne selbst. Er war 54, sie 30 Jahre alt. „Das Leben in Willemers Kreise war in diesem Jahre anziehend und vielbewegt.[21]) Mariannens Talent für künstlerische Ausschmückung des Daseins trat immer freier und schöner hervor." Sowohl im Zeichnen, als auch im Gesang hatte sie gründliche Ausbildung erhalten. „Höher aber, als was sie unmittelbar leistete, stand ihre Virtuosität im Auffassen und Anregen. Den Umgang mit congenialischen Geistern wußte sie zwanglos zu benutzen." — Bedeutende Menschen fesselte sie an das Haus, so den Maler Cornelius, und „verstand es wie Wenige, das äußere Dasein durch Kunstübung zu verschönern, ja das gesellige Beisammensein zu einem Kunstwerke zu gestalten. Diese seltene Fähigkeit nahm nicht etwa mit den Jahren ab, sondern erhöhte sich bis in das Greisenalter. Sie veranlaßte die Anwesenden zu abwechselndem Singen, zum Spiel, zu belebtem Gedankenaustausche, während sie scheinbar im Hintergrunde blieb. Aus einem Nichts wußte sie eine heitere Darstellung, ein anmuthiges Geschenk zu gestalten. In Allem erkennen wir Züge anspruchsloser Anmuth und Herzlichkeit, was Goethe anziehen mußte. Eine Meisterin war sie in Gelegenheitsdichtungen und brachte bis in ihr 60. Jahr die schönsten Toaste aus. Am Geburtstage Willemers, der ein großer Freund von Thieren, Hunden, Katzen, Tauben rc. war, ließ sie die Thiere jährlich, schön

aufgeputzt, mit Bändern geschmückt, ihre Gratulationen darbringen, indem sie ihnen auf Zetteln geschriebene Verse umhing, und sie so auftreten ließ. Ein solcher Spruch, der noch erhalten ist, gibt Zeugniß von dem glänzenden Humor Mariannens. Der alternde Hund des abwesenden Sohnes Willemers, überreichte diesem Folgendes:

„Ich weiß wohl, dir ist nichts an mir gelegen
Und du erträgst mich deines Sohnes wegen;
Dir wollt', ob meinem Bellen, meinem Beißen
Der Faden der Geduld schon öfters reißen.
Allein — zu gütig, ihm was abzuschlagen,
Erlaubst du mir den Platz in deinem Wagen!
So werde denn, um so viel Huld zu krönen,
Dein Sohn der trefflichste von allen Söhnen;
Und kehrt er einst in deine Arme wieder,
So bell ich einmal noch, und dann nicht wieder."

Bald nach ihrer Verheiratung mit Willemer sollte Marianne nun mit Goethe persönlich näher bekannt werden.

Durch den, den 30. Mai 1814 zu Paris geschlossenen Frieden, hatte sich nach langen Drangsalen des Krieges ein freudiges Gefühl endlich wiedererlangter Sicherheit und Ruhe in Deutschland verbreitet. Goethe unternahm eine Reise an den Rhein und Main, die sich bis in den Herbst ausdehnte; er verließ Weimar den 25. Juli und kehrte erst den 27. October wieder dahin zurück. Ueberall sah man der Ankunft des verehrten Gastes mit freudiger

Erwartung entgegen; die Allgemeine Zeitung berichtete über jeden seiner Schritte. Herr von Willemer, der mit Goethe seit Jahren in freundschaftlichem Briefwechsel stand, war einer seiner begeistertsten Verehrer. Er erlaubte sich den Scherz, im Morgenblatte von einer im Theater zu Frankfurt stattgefundenen großartigen Goethefeier zu berichten, bei der Tasso aufgeführt und Goethe selbst bekränzt worden sei. — Die Feier hat nie stattgefunden, obwol seine Biographen sie ernsthaft schildern, so Lewes u. A. Willemer wollte nur mit dem erdichteten Bericht davon die Theaterdirection dafür strafen, daß sie bei Gelegenheit der Anwesenheit Goethes gar nichts gethan. Die Redaction des Morgenblattes widerrief die Feier mit dem Zusatz „doch können wir dem Schalke, der uns so angenehm täuschte, nicht grollen". Von einem persönlichen Zusammentreffen Goethes mit Willemer erfahren wir erst in den Octobertagen. Da scheint das Willemersche Haus Goethe wiederholt bei sich gesehn und sich im schönsten Lichte gezeigt zu haben, so, daß Goethe einen unverlöschlichen Eindruck mit sich nahm. — Das Verhältniß der Neuvermählten zu einander — wie bemerkt, war Marianne den 27. September 1814 erst Willemers Frau geworden — war gewiß ein herzliches. Es begegneten sich auch beide in der unbegränzten Verehrung für Goethe. Den Charakter der Liebe eines Liebespaares hatte das Verhältniß der Gatten wol nicht. Wir haben nur wenig Nachrichten von jenem ersten Zusammentreffen Goethes mit Mariannen, wol aber ist ersichtlich: sie

wendet Goethe eine so lebhafte Verehrung zu, wie sie nur ein unbeschäftigtes Herz besitzt. Und wenn wir erwägen, daß jene von der Verehrung für Goethe eingegebene, fingirte Besprechung einer Goethefeier, am Tage nach Willemers Vermählung im Morgenblatt erschien, so sehen wir daraus, daß es auch um ihn ganz ähnlich stand. — Goethe verlebte schöne Stunden im October im Willemerschen Hause, er betrachtete in Gesellschaft des Paares von einem erhöhten Aussichtspunkte des Abends, den 18. October 1814, die zur ersten Feier der Schlacht bei Leipzig auf allen umliegenden Hügeln und Bergen lodernden Freudenfeuer. „Eine Karte [22]) von der Umgebung von Frankfurt wurde — unter Anderm — aufgelegt, auf welcher Frau Willemer die erleuchteten Stellen mit rothen Tüpfchen bezeichnete. Sodann reichte sie Goethe einen sorgfältig geschnitzten Bleistift, womit er auf einen Fensterpfosten einzeichnete: Goethe den 18. October 1814. Noch mehr als dies ist für Marianne bezeichnend ein Gedicht, das sie Goethen nach Weimar nachsendete, und in dem sie um ein Blatt des Andenkens bittet. Sie bedient sich dabei eines Lieblings-Ausdruckes Goethes: „Breit wie lang, lang wie breit“, womit er etwas als einerlei zu bezeichnen pflegte. [23])

Von Goethe haben wir aus dem Jahre 1814 noch kein Gedicht an Marianne zu verzeichnen. In einem Briefe vom 28. December 1814 an Willemer gedenkt er „der lieben Hand“, die auf der Karte von der Umgebung Frankfurts jene rothen Tüpfchen gezeichnet und im Hinblick auf das Gedicht „Breit wie

lang“ der „guten und frohen Worte“, die Marianne ihm gesendet. Am Schluß des Briefes sagt er noch: „und somit leben Sie recht wohl in der lieblichen Gesellschaft, die Ihnen gegönnt ist.“ Er hatte von dem Willemerschen Hause die freundlichste Erinnerung mit sich genommen, war auch von der Anmuth Mariannens, die darin waltete und die er die „liebe Kleine“ nannte, angenehm berührt; das Aufflammen einer Leidenschaft können wir aber bei, und nach diesem ersten Besuche, nach Allem was vorliegt, doch noch nicht wahrnehmen. Es sollte erst bei dem zweiten längeren Besuche 1815 hervortreten. Den 12. Februar 1815 schrieb Goethe das schöne Gedicht, das mit der Ueberschrift: An Geheimrath von Willemer in die Werke aufgenommen ist. Es ist darin „das Wohlthuende eines herzlichen, durch Bildung und edlen Lebensschmuck erhobenen Familiendaseins“, auf das Gemüthvollste ausgesprochen. Daß das innige Zusammenleben der Familie Willemers mit Mariannen einen so wohlthuenden Eindruck auf Goethe machte, ist für uns, die wir dafür auch noch andere Zeugnisse haben, auch insofern werthvoll, als es uns beweist: daß Marianne niemals, auch um jene Zeit nicht, als sie eben Stiefmutter und Schwiegermutter geworden war, die Harmonie störte; im Gegentheil dürfen wir annehmen, daß sie diese damals und bis an ihr Lebensende nur erhöhte. Damit halten wir Alles für ausgeschlossen, das auch nur im Geringsten, wie ein Schatten auf ihrem Andenken haften könnte. Goethes Gedicht wird noch unter Glas und Rahmen bei den

Nachkommen der Familie Willemers in Goethes Handschrift auf einem goldverzierten Blatte aufbewahrt. Es lautet:

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würdge Schranken.
Goldneres hab' ich genossen,
Als ich Euch ins Herz geschlossen.

Goldner glänzten stille Fluthen
Von der Abendsonne Gluthen,
Goldner blinkte Wein zum Schalle
Glockenähnlicher Krystalle.

Weisen Freundes goldne Worte
Lispelten am Schattenorte,
Edler Kinder treu Bekenntniß,
Elterliches Einverständniß.

Goldnes Netz, das Euch umwunden!
Wer will dessen Werth erkunden?
Wie dem heilgen Stein der Alten
Muß sich Golde Gold entfalten.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Euch goldne Worte,
Wenn die Lettern, schwarz gebildet,
Liebevoll der Blick vergüldet.

Mit Recht durfte die Familie Willemer stolz sein auf dies Blatt. Man sieht aber: noch ist es die ganze Familie Willemer, Eltern und Kinder zusammen, die Goethe anzieht.

Indessen hatte er sich gerade um die Zeit im Orient heimisch gemacht. Schon im Frühling des Jahres 1813 hatte er Hammers Uebersetzung von Hafis Divan[24]) aus

dem Persischen erhalten. Er hatte eben den 3. Band von „Dichtung und Wahrheit“ vollendet und hatte nun das Bedürfniß, aufzuathmen; das Bedürfniß nach dichterischer Erhebung! Dazu war die Zeit nicht günstig. Ihm erschienen die Dinge anders als der begeisterten Jugend, die in ihrer Phantasie eine rosige Zukunft für Deutschland vor sich sah, wenn nur erst Napoleon geschlagen war! Goethe kannte seine Zeit und hatte die reife Erfahrung höheren ungeschwächten Alters den Meisten voraus. Er theilte nicht die Hoffnungen der Jugend, und zwar mit gutem Grund. Reine dichterische Erhebung, allgemein menschliche Empfindung, schienen aber in diesen Verhältnissen nicht denkbar. Jeder Einzelne war zu sehr mit seiner Zeit verflochten, praktische Interessen nahmen alle Sinne gefangen und nur die unerfahrne Jugend konnte in ihnen Befriedigung finden, weil sie nicht ahnte, was ihr bevorstand: Eine Zeit bitterster Enttäuschung, schmachvollster Reaction! Hierin liegt wol die Erklärung dafür, wie Goethe sich in Hafis orientalische Welt vertiefen und bald in dieser Welt so heimisch fühlen konnte, daß er ihr die Formen entlehnte, in denen er sein Inneres aussprach. Sein Inneres, das von einer schwer errungenen neuen Bildung erfüllt war, die er zu behaupten, zu retten bemüht sein mußte, im verworrenen Drange der Zeit. Auch Hafis lebte in einer schlimmen Zeit, der Zeit des welterobernden Timur. Hafis behauptete aber trotz alledem seinen frischen Muth und dichterischen Leichtsinn. Und so singt denn Goethe den 24. December 1814:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.
Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefen dringen.

— —

Will in Bädern und in Schenken,
Heilger Hafis, dein gedenken,
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet.
Ja des Dichters Liebeflüstern
Mache selbst die Huris lüstern! —
Wolltet ihr ihm dies beneiden
Oder etwa gar verleiden?
Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ewges Leben!

Eine jugendliche, kräftige Stimmung belebt den Dichter, die etwas Hinreißendes hat. Er sucht sich damit kühn als Dichter zu behaupten, trotz aller Wirrnisse des Tages. Und hierin liegt etwas Großes!

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Und mag die ganze Welt versinken
Hafis mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern! Lust und Pein
Sei uns, den Zwillingen, gemein!
Wie du zu lieben und zu trinken,
Das soll mein Stolz, mein Leben sein![25])

Die Friedenshoffnungen nach dem Sturze Napoleons waren durch seine Landung bei Cannes, den 1. März 1815, nur vorübergehend getrübt. Er war von der Macht der Verbündeten in wenig Monaten überwältigt. Goethe hatte zu all den Vorgängen auf dem Wiener Congreß ꝛc. gar kein Verhältniß. Er weilte im Orient. Mußte ja doch der um so viel jüngere Uhland schon am 18. October 1816 klagen: „Untröstlich ists noch allerwärts!" —

Goethe unternahm wieder eine Sommerreise; zunächst zum Gebrauch der Bäder nach Wiesbaden. Er brach dahin schon auf, den 24. Mai. In Wiesbaden, von wo er Ausflüge machte, weilte er bis 10. August. Von hier aus kündigt er nun in einem Briefe an Geheimrath Willemer seinen Besuch auf dessen Landsitz bei Frankfurt, der sogenannten Gerbermühle, an, wo er auch den 12. August um 12 Uhr eintraf, um einige Wochen ununterbrochen da zu bleiben. — Die schöne Umgegend am Main mußte ihn an seine frischeste, glücklichste Jugendzeit erinnern. Die hingebende Verehrung Willemers und seiner Frau mußte ihn beglücken.

Goethes Lebensweise auf der Gerbermühle war die: „Morgens blieb er allein; jeden Vormittag um

10 Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung Nachmittags auf Spaziergängen. Gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weiß flanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Bemerkenswerth ist, daß ihm beim Lesen seiner eigenen Gedichte nicht selten Thränen in die Augen traten." [26])

In unserer Zeit, wo die schönsten Dichtungen bereits zur geläufigen Phrase geworden sind, kann das vielleicht Wunder nehmen. Unsere Zeit hat auch kaum eine Vorstellung mehr von dem hohen Wellengang des Gemüths, wenn unsere großen Dichter dichteten, sowie von der ekstatischen Stimmung, mit der ihre Werke aufgenommen wurden. Wie Klopstock Thränenbäche über die Wangen strömten, wenn er an der Messiade schrieb und seine Gemahlin nebenan betete; wie der berühmte hannöversche Leibarzt Zimmermann, von dem 1. Theil von Werthers Leiden so ergriffen war, daß er einer Erholung von 14 Tagen bedurfte, bevor er es wagte, an den 2. Theil zu gehn!

An einem Nachmittage fuhren Goethe und Marianne und ihre Stieftöchter im halboffenen Wagen nach Niederrad. Willemer selbst kutschirte. Da war es, wo die edle Rahel Varnhagen ihn im Vorbeifahren erkannte.

Sie rief aus allen Kräften, indem sie dem Wagen voraneilte: „Da ist Goethe!“ worüber er lächelte. Einige Tage darauf machte ihr Goethe in Frankfurt jenen Besuch, von dem sie sagt: „Goethe war bei uns; das ist mein Adelsdiplom.“ — Auf der Gerbermühle sollte dies Jahr auch Goethes Geburtsfest gefeiert werden. Er war 66 Jahre alt. Ein Ständchen wurde ihm gebracht, Geschenke, darunter ein mit Lorbeer geschmückter Turban, wurden ihm überreicht, Gedichte u. dergl.; die Feier blieb ihm unvergeßlich in der Erinnerung. Marianne, die hochbegabte bescheidene Frau, widmete ihm innige Verehrung; eine lebhafte Empfindung aber scheint erst durchzuschlagen, indem Goethe einige Tage in Frankfurt weilt (vom 8.—15. September). Von dort aus sendet er ihr Zeilen, die ihm die Trennung eingab und die zündend auf sie wirken mußten. Und hiermit begann das poetische Liebesverhältniß. Diesen Namen verdiente es vor allen andern. Es war der Anlaß zu Poesien und es war selbst Poesie, d. h. halb und halb Fiction, ein Spiel, ein Traum, ein Rausch, dem sie sich hingaben und in dem sie sich gefielen, ohne den Boden der Wirklichkeit zu berühren; ohne — wenn man deutliche Auskunft einmal haben will — gewisse Grenzen zu überschreiten. Er schrieb ihr den 12. September 1815 zu Frankfurt das Gedicht (das im Buch Suleika im Divan als das 4. erscheint), in dem sich endlich eine innigere Empfindung zu Marianne loslöst:

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der größte Dieb;
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.
Dir hat sie ihn übergeben
Meines Werthes (andere Lesart: Lebens) Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.
Doch ich sehe (andre Lesart: fühle) schon Erbarmen
Im Carfunkel deines Blicks,
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

Auf dieses Lied fiel, so scheint es, auch von Seiten Suleikas jedes Bedenken der Ehrfurcht weg, die Verehrung schlug in Liebe um. Sie erwiderte das Gedicht vom 12. September mit den Versen, die im Buche Suleika unter 5 mit der Ueberschrift „Suleika" zu lesen sind. Diese Verse also, die wir zu den schönsten Versen Goethes zählten, an denen Eckermann die Vorzüge Goethescher Lyrik nachwies, sind, wie wir nun wissen, wirklich von Marianne. Sie heißen:

Hochbeglückt in deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!
Und wozu denn auch berauben?
Gib dich mir aus freier Wahl!
Gar zu gerne möcht' ich glauben:
Ja, ich bin's, die dich bestahl.

Was so willig du gegeben
Bringt dir herrlichen Gewinn;
Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!
Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen
Jedem Glück ist meines gleich.

Den 15. September fuhr Goethe mit Boisserée von Frankfurt aus, wieder zu Willemers auf die Gerbermühle, wo er noch bis 19. September weilte und wol die glücklichsten Tage verlebte. Besonders die Abende waren im schönsten Sinne genußreich. Goethe las Gedichte vor, Marianne sang Lieder, wie: „Kennst du das Land?" — Wiederholt aber Gott und die Bajadere. Dies herrliche Lied scheint Marianne, auch wol Goethe, immer nur zu sehr ergriffen zu haben; er war dagegen, daß sie es sang. An Zelter berichtete er aber darüber: er habe es „so schön und innig, als nur denkbar" von Marianne singen gehört. Einmal sang Marianne allein das Duett aus Don Juan: „Reich mir die Hand mein Leben", worauf sie Goethe einen kleinen Don Juan nannte. Goethe las dann noch Verschiedenes vor. Willemer schlief ein und wurde geneckt; er war offenbar nicht eifersüchtig. — Boisserée begleitete den Dichter auf sein Zimmer. Sie kamen auf die farbigen Schatten zu sprechen und Goethe trat mit dem Licht auf den Balcon, um eine solche Erscheinung zu zeigen. Dies gab zu einem Scherz

Anlaß, zu einer Zeichnung, „wie Goethe eine Kerze zum Fenster hinaushält, um den Mond besser sehn zu können.“ Diese Einzelheiten geben uns ein Bild von dem Leben auf der Gerbermühle.

Es war die letzte Nacht, die Goethe auf der Gerbermühle zubrachte, als er mit Boisserée die farbigen Schatten besprach; es war die Nacht vom 18. auf den 19. September. Den 19. reiste Goethe mit Boisserée nach Darmstadt ab, nachdem noch mit Willemer ein Zusammentreffen in Heidelberg verabredet war. Ich übergehe das noch auf der Gerbermühle am 17. September entstandene poetische Wechselgespräch zwischen Suleika und Hatem (Buch Suleika 8, 9) u. a. und will nur eine Stelle aus einer Hymne Goethes anführen, die er den 21. September nach seiner Ankunft in Heidelberg niederschrieb (Buch Suleika 18):

Freude des Daseins ist groß;
Größer die Freud' am Dasein,
Wenn du, Suleika,
Mich überschwenglich beglückst.
Deine Leidenschaft mir zuwirfst,
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!
Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier. —
(Boisserée und Willemer?)



Marianne dichtete indeß in der Zeit der Trennung das Lied (Buch Suleika 39): „Was bedeutet die Bewegung? Bringt der Ost mir frohe Kunde?" wo es Strophe 4 heißt:

Und mich soll sein leises Flüstern (des Ostwindes)
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.[27])

Den 24. um Mittag kam Willemer mit Marianne und einer seiner Töchter nach Heidelberg. Hier war es, wo das poetische Liebesglück für beide den Höhepunkt erreichte. Es dauerte nicht länger, als etwa 2 bis 3 Tage; denn schon den 26. September, spätestens den 28., reisten Willemers wieder ab.[28]) Am lebhaftesten in Beider Erinnerung blieben die Spaziergänge, namentlich nach dem Heidelberger Schlosse. Eine Reihe von Liedern aus diesen Tagen verklärt die Gegend Heidelbergs mit Dichterglanz. Ein großartiges, wahrhaft leidenschaftliches Gedicht, ist Goethes „Wiederfinden" (Buch Suleika 43) vom 24. September, womit er das Wiedersehn feiert.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz?
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, du bist es, meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.



Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhab'ner Schöpfungslust.
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.
Auf that sich das Licht, so trennte
Scheu sich Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend aus einander flieh'n.
Rasch in wilden, wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr in ungemessnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.
Stumm war Alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst auseinander fiel.
Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich, was sich angehört;
Und zu ungemeßnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!



Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.[29])

Wahrscheinlich den 26. September haben sie schon Abschied genommen, denn von diesem Tage datirt ist das berühmte Lied Suleikas, das wol auf der Reise entstanden sein wird, da sie Heidelberg verließ. Das Lied, Buch Suleika 42: „Ach, um deine feuchten Schwingen!" — darin heißt es: „Ach für Leid müßt' ich vergehen, Hofft' ich nicht zu seh'n ihn wieder!" was doch auf den erfolgten Abschied deutet.[30]) Wol den 26. September wird die Trennung erfolgt sein. Es war eine Trennung fürs Leben, was sie wol nicht dachten; Goethe und Marianne sahen sich nie wieder. Eigentlich also eine Liebes-Idylle von 6 Wochen. Ein so kurzer Zeitraum umschließt die Momente des Findens, der Trennung und des Wiederfindens bis zur letzten Trennung. — Der Nachhall davon tönte freilich durch das ganze Leben Beider fort bis an das Ende; obwol das Ganze nichts weiter als ein idealer Dichtertraum gewesen. — Wir sehn, so wie Dumas die Liebschaften Goethes auffaßte, so war das Verhältniß nicht. So war überhaupt kein Liebesverhältniß Goethes. Bei Goethe war erstens die Liebe stets mit menschlich warmem Antheil an der Eigenart der Geliebten verbunden, dann war es die Situation, die ihm das Verhältniß bot, oder in die er sich hineinträumte, die Stimmung, die daraus hervorging, die Dichtung, die er daraus gewann, was ihn in Anspruch nahm. Bei Goethe bewegt sich die Liebe immer mehr in

diesen Regionen, als auf dem Boden der Wirklichkeit. Wenn so ein Verhältniß sich löste, wenn seine Zauberwirkung aufhörte, so blieb doch eine treu theilnehmende Gesinnung zurück, so bei Gretchen, Kätchen, Friederike, Lili, Frau von Stein, Minna Herzlieb. Frivol war das Verhältniß nie. —

Es handelt sich nicht darum, aus Goethe einen Engel zu machen; es wäre eine Rolle, die einen Sterblichen ja gar nicht kleidet. Aber auch, wo man gewöhnlich annimmt, daß der Seelen-Antheil nicht in erster Reihe stand, wie in dem Verhältniß zu Christianen; wie innig stellt sich auch dies dar in dem Gedicht: „Der Besuch", in dem er sie schlafend schildert. „Auf den Lippen war die stille Treue, auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause und die Unschuld eines guten Herzens regte sich im Busen hin und wieder." — „Lange saß ich so und freute herzlich ihres Werthes mich." Und er legt ihr zwei Rosen und eine Pomeranze hin und entfernt sich, indem er sich freute, wie sie ihm für die Zartheit danken wird, daß er sich leise entfernt. — Für diejenigen, die eine gewisse, in dieser Hinsicht bedenklichste Dichtung Goethes — das Tagebuch — kennen, die in die Werke gewöhnlich nicht aufgenommen wird, bemerke ich nur, daß selbst dort eine herzliche, gemütvolle Theilnahme an dem geschilderten weiblichen Wesen doch nicht zu verkennen ist.

Wir haben nun den sehnlich erwarteten Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne vor uns. Wer Aehnliches erwartete, wie der Goethe-Kestnersche Briefwechsel, wie die Briefe Goethes an die Stein, mußte

überrascht und enttäuscht sein. Der ganze Briefwechsel, aus 151 Nummern bestehend, enthält freundschaftliche Briefe Goethes an Willemer, an Willemer und Frau, auch an sie allein, auch Briefe von ihr. Im Ganzen genommen, machen sie aber einen ziemlich hausbackenen Eindruck, der sich nur etwas über das Alltägliche erhebt, indem einzelne Blätter mit Gedichten zum Divan und andere, beigelegt sind.[31])

Zur Bezeichnung des Verhältnisses in jenen Wochen, mögen uns die Verse dienen (Buch Suleika 19, 20):

Doch du fühlst an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen:
Jussuffs Reize möcht' ich borgen,
Deine Schönheit zu erwidern! —
Ach, ich kann sie nicht erwidern,
Wie ich auch daran mich freue;
G'nüg es dir an meinen Liedern,
Meinem Herzen, meiner Treue.

Sie sind vom 25. September 1815; wozu noch Buch Suleika 24, und Buch der Betrachtungen 18 zu vergleichen ist.

Nur Ein Brief Goethes vom 26. Juli 1819, also vier Jahre nach seinem letzten Besuch auf der Gerbermühle, macht eine Ausnahme von der Hausbackenheit der übrigen. Hier spricht sie Goethe herzlich mit du an und erzählt, wie er bei einem Besuche Willemers in Weimar gedacht habe, sie müsse auch gekommen sein. „Soll ich wiederholen, daß ich dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt,

und daß bei seinem treuen Anblick Alles in mir rege ward, was er mir so gern und edel gönnt?" Für das Verhältniß bezeichnende Worte. Er wünscht zum Schlusse bei ihr zu sein und schließt mit den Worten aus Götz: „Eia, wären wir da!" — Im Ganzen geht doch der Brief nicht hinaus über den Ton der Herzlichkeit, die in der Erinnerung an einen glücklich begeisterten Zustand lebendig wird. Ebenso und mehr noch, wirft ein Brief Mariannens vom October 1819 einen Lichtstrahl auf den flüchtigen Liebesrausch, der sie 1815 ergriffen hatte. Sie las im Divan, der eben erschienen und ihr zugekommen war, und sagt dann in den dadurch erweckten Erinnerungen beseligt: „Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein Räthsel; zugleich demüthig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir Alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wieder erkennt und sich Alles gern gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande Liebes- und Lobenswerthes genießt und thut. Ja, sogar die unverkennbare Mitwirkung eines höheren Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts thun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat."

Die Erinnerung an 1815 klang nach in Beiden, wie gesagt, bis an ihr Lebensende. Und es ist, als ob in der Erinnerung immer verklärter jene glücklichen Tage ihnen erschienen wären. Als Marianne 1824



das Heidelberger Schloß wieder besuchte, machte sie ein wunderbares Gedicht, das sie dem Freunde Goethe zu seinem Geburtstage sendete.[32]) Es schließt mit folgender herrlichen Strophe:

Aus Sonnenstrahlen webt, ihr Abendlüfte,
Ein goldnes Netz um diesen Zauberort.
Berauscht mich, nehmt mich hin, ihr Blumendüfte,
Gebannt durch eure Macht, kann ich *nicht* fort,
Schließt euch um mich, ihr unsichtbaren Schranken,
Im Zauberkreis, der magisch mich umgibt,
Versenkt euch Sinne, schwindet ihr Gedanken,
Hier war ich glücklich, liebend und *geliebt*. —

Von Seiten Goethes ist bekanntlich noch eine ähnliche Idylle von den Jahren 1822 und 1823 zu verzeichnen. Die Liebe zu Ulrike von Levetzow. Auch hier scheint erst im zweiten Sommer 1823 die Flamme leidenschaftlich durchzuschlagen. Diese Leidenschaft tönt ergreifend aus, in den „Elegie" und „Aussöhnung" überschriebenen Gedichten, in der Trilogie der Leidenschaft. Hier finden wir *das*, was für Goethe die Liebe war, deutlich ausgesprochen. Wenn im Laufe des Lebens der Schwung edler Begeisterung nachläßt, der berechnende Verstand allmählich vorherrschend wird und mit ihm die Selbstsucht das Gemüt zu erkälten droht: da ist die erwachende Empfindung für das Ewigweibliche, d. h. für das ideale Weibliche, für weibliche unbewußte Anmuth noch im Stande, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen (S. oben Seite 5).

Ob der Briefwechsel Goethes mit Ulriken oder ihrer Mutter uns je nähere Aufschlüsse über jenes Verhältniß bringen wird, wissen wir nicht. In den vorliegenden Briefen ist ein recht herzlicher an Marianne enthalten, vom 9. September 1823, wo er von jenen glücklichen Tagen in Marienbad aus Eger im Allgemeinen berichtet.

Den 18. October 1823 schon widmete Goethe wieder Mariannen einen Vers der Erinnerung an „selige Stunden". Dazu war er veranlaßt durch Eckermann, der Suleikas Lied an den Westwind kritisirt und an demselben, wie bemerkt, die Vorzüge Goethescher Lyrik entwickelt hatte. — Aber von der Fortdauer treuen Andenkens sind noch andere Zeugnisse da. Wol war Goethes herrliches Gedicht: „Dem aufgehnden Vollmonde", datirt Dornburg, den 25. August 1828, längst bekannt. Wen er dabei im Auge hatte, wußten wir nicht, wenn wir auch der Deutung Viehoffs: daß Goethe dabei an Karl August gedacht und durch „Liebchen" den Sinn absichtlich verdunkelt habe, nie zustimmen konnten. Es heißt:

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern,
Zeugest mir daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern. —

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller (urspr.
schneller, schneller),
Ueberselig ist die Nacht.

In dem vorliegenden Briefwechsel lesen wir nun in einem Briefe an Mariannen vom 23. October 1828, dem das Gedicht beiliegt: „Mit dem freundlichsten Willkomm die heitere Anfrage: wo die lieben Reisenden am 25. August sich befunden? Und ob sie vielleicht, den klaren Vollmond beachtend, des Entfernten gedacht haben? Beikommendes gibt von seiner Seite das unwidersprechlichste Zeugniß." Und ebenso kannten wir wol das Gedichtchen, das „Vermächtniß, Weimar, den 3. März 1831", überschrieben ist. Wem es galt, war nicht bekannt. Den 10. Februar 1832 schreibt Goethe an Marianne von dem ihr bestimmten Vermächtniß und verlangt „bis zu unbestimmter Stunde" es zu bewahren. Mit der unbestimmten Stunde meint er seinen Tod. Das Päckchen mit dem Vermächtniß kam wol ungefähr einen Monat vor des Dichters Tode in ihre Hände. Sein Tod trat ein den 22. März 1832. Das Päckchen enthielt Mariannens Briefe an Goethe; das Gedicht „Vermächtniß" lag obenauf. Es heißt:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geschrieben —
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —

Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit. —

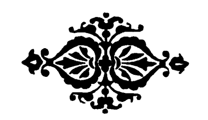
Marianne starb — allverehrt und allgeliebt von einem großen Kreise — den 6. December 1860, 76 Jahre alt. Goethe war ihr 28, ihr Gemahl 22 Jahre früher vorausgegangen.

Das Verhältniß Mariannens zu Goethe ist ein Idyll poetischer Stimmung und Neigung, das bald in dauernde Freundschaft überging. Auch hierbei erfahren wir, wie bei Goethe neben dem, was er dichtete, das, was er lebte, gleich wichtig ist. Seine Dichtungen fordern auf, ihn selbst in ihnen zu suchen und wenn wir ihn gefunden, genießen wir erst doppelt. Der Divan wird nun von uns erst recht gewürdigt und genossen. Die Liebe Goethes verklärt Suleika mit Dichterglanz und ihre Lieder, die sie mit Goethe ewig vereinigen, machen sie unsterblich.

Das Kapitel, was für Goethe die Liebe war, erhält durch die Enthüllungen über Suleika einen wichtigen Beitrag.

Ich erlaube mir nun aber noch die Bemerkung, daß die Erscheinung, wenn sie auch kaum bei einem zweiten so naiv auftritt, wie bei Goethe, doch nicht für Goethe allein bezeichnend ist, daß vielmehr in ihr nichts Geringeres, als ein urgermanischer Zug, der als Vorzug zu bezeichnen ist, seinen Ausdruck findet. Gewiß ist es ein germanischer

Zug, wenn Goethes Dichtung uns immer deutlicher wie ein Hymnus auf weiblichen Zauber und Wert erscheint. Immer klarer wird uns das Wort, mit dem sein letztes Werk schließt: Das Ewigweibliche zieht uns hinan. — Nicht nur Schiller sang: Ehret die Frauen! Auch Goethe, wenn auch nicht mit diesen Worten. Beide großen Vertreter deutscher Cultur sprechen damit die Gemütsfülle und Tiefe germanischen Wesens aus.



Anhang.

Anmerkungen.

1) Nach fünfzig Jahren. Zur Erinnerung an Goethes Todestag. Zuerst erschienen in der Neuen Freien Presse vom 22. Merz 1882.

Fünfzig Jahre sind seit Goethes Tode vorübergegangen und es will uns fast scheinen, als ob er jetzt wahrer und lebendiger vor unseren Augen stünde, als seinen Zeitgenossen vor fünfzig Jahren; als hätte bereits eine Art Auferstehung Goethes nach dem Tode stattgefunden.

Es ist gar keine Frage, wir sehn ihn heute mit unbefangeneren Blicken, als seine Zeitgenossen ihn sahen. Wir haben seit seinem Tode allerdings auch tiefere Einblicke in sein Leben gewonnen, durch das Erscheinen so vieler Briefwechsel und die übrige reiche Literatur über ihn. Der junge Goethe und der alte Goethe erscheinen nun in neuem Lichte und verschiedene Trübungen, die seine Gestalt zu seiner Zeit umgaben, schwinden mehr und mehr.

Da ist es denn vielleicht an dem heutigen Gedenktage gerade am Platze, einige Punkte hervorzuheben, an denen dies deutlich wird; indem sich nämlich erkennen läßt, daß eine Umwandlung der Anschauungen sich entweder schon vollzogen hat oder doch in nächster Zukunft vollziehen muß.

„Er war ein Höfling," so hieß es ja wol von ihm. Was wäre auch natürlicher, als daß ein junger Dichter aus dem Bürgerstande, der an einem Hofe ausgezeichnete Auf-

nahme findet, ein Höfling würde! Wenn er französisches Wesen annähme, wie es an den Höfen herrscht und sich möglichst assimilirte! Wenn er in seinen Dramen und Romanen, in den opulenten Sitten der vornehmen Welt schwelgte, als wüßte er gar nichts mehr vom bürgerlichen Leben! Kommt dergleichen nicht vor?

Bei Goethe finden wir nun allerdings, daß dies gerade nicht der Fall war. Nicht er accommodirte sich der vornehmen Welt, er riß diese Welt im Gegentheil so mit sich fort, daß sie sich freute, mit ihm und durch ihn des Hoftones zu vergessen! In schlichte deutsche Bürgerlichkeit, voll innigen Seelenlebens, führte er die Fürstinnen und Fürsten und Adeligen des Hofes hinein und badete ihnen die Herzen in dem Urquell natürlicher Empfindung. In des Kaufmanns Wilhelm armes Zimmer führte er sie hinein, in dem Lustspiele: „Die Geschwister"; er war noch kein volles Jahr in Weimar, als es entstand. Er selbst spielte den Wilhelm, den bescheidenen Kaufmann, der sich freut über die alte Käsefrau mit der Brille auf der Nase, die ein Stück Käse nach dem andern auf die Wage legt, ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte! Wilhelm bemerkt bei der Schilderung dieses Genrebildes: „Der Erwerb im Kleinen ist mir ehrwürdig, seit ich weiß, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn groschenweise verdienen soll." Und der Hof lauschte seiner Darstellung in athemloser Stille und fühlte, daß der Dichter sich in Wilhelm selber darstellte, so wie er es ja immer liebte, in einer noch schlichteren Gestalt aufzutreten, als ihm durch seine Stellung gegeben war. Wir können wol überzeugt sein, daß Goethe zu Thränen hinriß in dieser einfachen Darstellung des Glückes durchbrechender Liebe! — In so anspruchsloser Form zeigte er dem Hofe das erstemal jene „goldene Zauberbrücke, die in die Wonnen der Himmel führt," wie Wilhelm sich ausdrückt. Die Vermählung der Poesie mit dem Leben, das Glück, das wir oft irrend außer uns suchen und ungesucht in uns finden, das „Doppelreich" der Poesie und des Lebens, d. i. des durch Liebe verklärten Lebens, was er dann voll-

kommener im Wilhelm Meister, im Märchen von der schönen Lilie, im Faust (2, 1943) aussprach.

Gewiß, wenn wir den jungen Goethe in Weimar beobachten, so finden wir ihn wol voll Muth und Uebermuth und, zuweilen wieder, alle Welt entwaffnend, durch selbstlose Güte, überraschend, durch Besonnenheit und Maß; vom Höflinge finden wir keine Spur. In dieser Jugendgestalt ist er freilich nicht aller Welt bekannt. Man denkt bei seinem Namen gewöhnlich seiner Erscheinung, wie sie durch Rauchs Statuette typisch geworden ist. Wie ein überirdisches Wesen erscheint er da, ein majestätischer Greis von ungebeugter Kraft, aber in sich selbst beruhend, losgelöst von der übrigen Menschheit. Wir suchen vergebens die munteren Züge seiner Jugend in seinem Antlitze, wenn wir auch vernehmen, daß er auch im Alter noch von hinreißender Güte und Liebenswürdigkeit sein konnte.

Diese Erscheinung ist es, welche die Anschauung hervorgerufen, wie sie in der zweiten Hälfte seines Lebens bei den Zeitgenossen sich festsetzte.

Als einen Aristokraten, einen Hofmann betrachteten sie ihn, der sich der Welt verschließt, und sich jederzeit als Minister fühlt. Wir begreifen wol, daß er so erscheinen mußte; wir sehen aber nun auch, daß nicht er die Welt, daß vielmehr die Welt ihn verließ, und zwar deshalb, weil er über sie hinausgewachsen war und sie ihn nicht mehr verstand. Mit vollem Herzen kam er aus Italien zurück, ein neuer Mensch, glücklich in dem Gedanken sich mitzutheilen über das Gewonnene und er sollte erfahren — seine Freunde verstanden ihn nicht mehr! — Er reichte ihnen Iphigenie, Tasso und fand kühle Aufnahme. Er stand allein und blieb es, bis Schiller ihm näher trat, der nun die letzten zehn Jahre seines Lebens den großen Freund mit hingebendem Antheil beglückte und nun eigentlich sein einziges Publicum war. Hierin liegts, daß sowol ein großer Theil der Werke Goethes so schwer von Bedeutung ist, als auch, daß sie nicht populär werden konnten (S. oben Seite V). Hochstehende Menschen waren nun

das Publicum, das er vor Augen hatte. Hierin liegt nun auch der große Gewinn, den die Bildung aus seinen Werken zieht: sie heben uns auf den geistigen Montserrat höchster Cultur empor. Den Vergleich einer geistigen Zufluchtshöhe mit dem catalonischen Berge Montserrat, mit seinen Einsiedler-Colonien gebraucht Goethe wiederholt selbst.

Hierin liegt nun auch die Anziehungskraft, die Goethes Werke so nachhaltig auf die Gebildeten üben, so, daß das Verhältniß, in dem man zu Goethe steht, als Maßstab der Bildung gilt (wie schon Auerbach bemerkte).

Nach Schillers Tode stand er wieder allein. Unverstanden, falsch beurtheilt! Ministerhaft, kalt nannten sie ihn und die Jugend zählte ihn zu den Alten, die sich überlebt haben! — Nun haben seine Werke bereits jene Jugend überlebt und wir bewundern seine Jugendlichkeit und seine Thatkraft, mit der er, den man für zurückgeblieben hielt, in seiner Einsamkeit, an seinen großen wissenschaftlichen Unternehmungen unverdrossen fortarbeitete, seiner Zeit weit voraus, so wie er auch immer noch von Zeit zu Zeit mit neuen bedeutenden Dichtungen hervortrat.

Nun wird man aber geltend machen, daß er doch, wenn nicht in der Jugend, so in späterer Zeit — ein Höfling war.

Darüber läßt sich nun Folgendes bemerken. Wenn man denjenigen, der bei Hofe eine Stellung einnimmt und daselbst die herkömmlichen Formen kennt und beobachtet, einen Höfling nennt, so war Goethe allerdings ein Höfling, wie dies Minister gewöhnlich sind. Wenn man damit aber einen Charakter bezeichnen will, der seinem Fürsten seine Ueberzeugung zum Opfer bringt, dann verdient Goethe diesen Namen nicht. Die unzweideutigsten Lichter fallen auf ihn in dieser Hinsicht, z. B. bei seinem Conflicte mit dem Herzog 1808, als dieser in Goethes Befugnisse bei der Theaterleitung eingreifen wollte. Der Herzog erzürnte sich so sehr, daß er in Drohungen ausbrach. Goethe aber erklärte: er werde kein Haarbreit weichen und müsse, wenn Serenissimus seinen Einwirkungen nicht entsagen könne, aus der ganzen Sache

scheiden! — Ist das wol ein Verhalten, wie man es Höflingen zuschreibt? — Mit Einem Worte: sahen wir, daß Goethe in der Jugend kein Höfling war im gewöhnlichen Sinne; in diesem Sinne war er es im Alter auch nicht! Der zweite Theil des Faust beurkundet dies in Lapidarstil. Und nun der Punkt, daß er sich mindestens als Dichter überlebt habe!

Lästig mochte es ihm wol sein, wenn er immer den ersten Theil seines Faust und andere Werke seiner Jugend rühmen hören mußte, auf Kosten seiner späteren Schriften; wenn er erfahren mußte, daß er als abgethan betrachtet wurde. In solcher Stimmung entstanden wol die Verse:

Da loben sie den Faust
Und was noch sunsten
In meinen Werken braust,
Zu ihren Gunsten.
Das alte Mick und Mack
Erfreut sie sehr.
Es glaubt das Lumpenpack
Man wärs nicht mehr!

Der mit 60 Jahren die erschütternde Romantragödie der Wahlverwandtschaften schrieb: er wär's nicht mehr! Der, ein Lustrum später, den reichen lyrischen Blüthenkranz des Westöstlichen Divans schuf! Der mit 74 Jahren noch in vollen sonoren Glockentönen das hohe Lied der Liebe, die Elegie in der Trilogie der Leidenschaften sang! Der in den allerletzten Jahren seines Lebens den zweiten Theil des Faust vollendete: er wärs nicht mehr! —

Wol unterscheiden sich seine früheren Werke von den späteren. Die ersteren entstanden, als er mitten im Strome der Menschen stand; die letzteren, als er, ihnen voraus, zu einer Höhe gelangt war, wo ihn erst die Nachwelt erreicht. Er hat auf dieser Höhe sich so breit angebaut, daß man sagen kann: es gibt keine Lebensrichtung, zu der nicht die höhere Weihe bei ihm zu holen wäre. Hoher Friede um-

gibt seinen Namen. In Kreisen höherer Bildung wird der Deutsche überall mit Goethes Namen sympathischen Anklang finden, selbst in Frankreich! Goethes große Gestalt bildet in unserer Epoche einen Höhepunkt, nach dem sich alle Nationen in ihren Gebildeten hingezogen fühlen. Er gab der deutschen Gesittung mit seinem kunstgeadelten und universalen Geiste die höhere Weihe und allumfassende Eigenart, so daß jede andere daneben als Stückwerk erscheint.

Er muß auf das Volk, das seine Sprache spricht, erziehend wirken und es auf eine Höhe heben, auf der es unüberwindlich und jedem Bildungsbedürfniß unentbehrlich werden wird.

Nur andeuten kann ich hier, daß Goethe, wie mich däucht, in der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften noch einmal eingreifend zu Worte kommen muß, wenn die von England und Frankreich ausgehende, herrschende Strömung der Naturwissenschaften, welche die Philosophie vom Throne gestoßen, ohne sie zu kennen, ihre Flugkraft erschöpft haben wird.

Und so sehen wir denn Goethe, fünfzig Jahre nach seinem Tode, lebendiger, wahrer vor uns stehn, als er seinen Zeitgenossen vor Augen stand. Seine Wirkung wird jetzt gewiß deutlicher empfunden, als vor fünfzig Jahren.

Wenn wir einen Blick werfen auf Weimar zu jener Zeit, so erhalten wir einen seltsamen Eindruck. Es erscheint uns da Alles so beengt, so klein, nach den Maßen unserer Tage. Hingegen scheint Goethe seither, als ob er gewachsen wäre, so colossal, daß selbst unsere Zeit zu ihm hinaufblicken muß!

Er starb so unerwartet! Noch den 15. März 1832 war er von wunderbarer Frische und Lebendigkeit. Acht Tage darauf, den 22. März, war er nicht mehr! Das Letzte, was er gesprochen haben soll, sind die Worte, „daß mehr Licht hereinkomme". Um halb 12 Uhr lehnte er sich bequem in den Lehnstuhl und hörte auf zu athmen. Die Todesanzeige

seiner Schwiegertochter sagt: „Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im 83. Lebensjahre.“

Er hatte ein reiches Leben gelebt. Sein zweiter Theil des Faust war auch vollendet! Er konnte beruhigt die Augen schließen, sich in den Lehnstuhl drücken und denken:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!

2) Nämlich schon zu Leipzig, und ganz deutlich zu Straßburg, den 14. Juli 1770, wenn er sagt: „Der Leichnam ist nicht das ganze Thier; es gehört noch etwas dazu, das Leben ꝛc.“ s. mein Vorwort zu Steiners Ausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (in Kürschners deutsche Nat.-Litt.) Seite X.

3) Schiller erkannte ihn: ist der intuitive Geist genialisch und sucht in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer nur Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen, ꝛc., sieh meine Einleitung zu Faust 2, XXX. Goethe steht mit seiner intuitiven Methode, mit der er im vergänglichen Individuum die unvergängliche Idee, den Urtypus sieht, nicht so vereinzelt da, als man vielleicht annehmen möchte. In der Heilkunst preist man an großen Diagnostikern am Krankenbette den Tiefblick, mit dem sie den Habitus, den individuellen Typus des Kranken und daraus dann die Krankheit erkennen. Nicht ihr chemikalisches oder anatomisches Wissen steht ihnen dabei zur Seite, sondern die Intuition in das Lebewesen als Ganzes. Sie sind schöpferische Geister, die die Sonne sehn, weil ihr Auge sonnenhaft ist. Andre sehn sie eben nicht. Folgt ein solcher Diagnostiker der intuitiven Methode Goethes unbewußt, Goethe hat sie mit Bewußtsein in die Wissenschaft eingeführt. Sie führte ihn zu Ergebnissen, die nicht mehr bestritten werden, nur die Methode ist noch nicht allseitig erkannt.

4) Wie er von einem Bilde sich angezogen fühlt und erst in der Betrachtung auf ein Allgemeines hingeleitet wird, das Dauernde im Wechsel, habe ich besprochen zu Faust 2,

109—112. Wichtig ist in dieser Hinsicht, wenn dies auch ein sehr emsiger Gegner in Abrede stellt, wie Goethe durch Bilder angeregt wird, die ihm durch Hans Sachs vor die Seele treten. Nicht nur Goethes Satyros ist angeregt durch Hans Sachsens Fabel von dem Waldbruder mit dem Satyrus, s. meine Ausgabe von Goethes Dramen, 1, 333, sondern auch das Auftreten des Mephistopheles im Faust 2, 116—1560 und die Erscheinung der Helena, 1765 ff., sind von Eindrücken aus Hans Sachs abzuleiten, s. meine Ausgabe 2, XX f. So die Mythe der Mütter aus Plutarch, s. daselbst Seite XLVI. Besonders anziehend ist die Entstehung von Fausts Himmelfahrt im Geiste Goethes, wozu wir die erste Conception auftauchen sehn, in einem Briefe an den Maler Müller vom 21. Juni 1781, wo er demselben ein Bild entwirft, wie er sich denkt, daß die Himmelfahrt Mosis zu malen wäre: Engel heben den entzückt Verschiedenen in einer Glorie hinweg und der Böse kontrastirt zu dem Bilde mit schwarzen Schultern, indem er sich in einer Ecke im Vorgrund danach umsieht. Diese Stelle war noch nicht bekannt, als meine Faustausgabe erschien. Ich trug sie erst nach in der kleinen Schrift: Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Burgtheater (Henninger 1883) in den Anmerkungen.

5) In meiner Faustausgabe (Henninger 1881. 2 Bde.) und in meiner Ausgabe von Goethes Dramen (1883 f.) in Kürschners National-Litteratur bei W. Spemann. Berlin und Stuttgart.

6) Goethes Werke; 33. Theil. Naturwissenschaftliche Schriften, herausgegeben von R. Steiner, mit einem Vorworte von Schröer. Berlin und Stuttgart. W. Spemann (1884).

7) Aus Goethes „Der neugeborne Eros" vom Jahre 1830, s. bei Hempel Gedichte 3, 363.

8) S. darüber Meyer von Waldecks: Goethes Märchen-Dichtungen. 1879.

9) S. W. Wilmanns Goethejahrb. 1, 155.

10) „Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie soll

ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht," schreibt er an Bürger den 18. October 1775. Dies wollen wir aber nicht auf einen unglücklichen, sondern auf einen glücklichen Zustand deuten, eingedenk der Verse:

> Wenn dir's in Kopf und Herzen schwirrt,
> Was willst du Bessres haben?
> Wer nicht mehr liebt, und nicht mehr irrt,
> Der lasse sich begraben,

und des Liedes:

> Himmelhoch jauchzend zum Tode betrübt,
> Glücklich allein ist die Seele, die liebt!

An Gustchen Stolberg schreibt er im Januar 1775: „Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all' das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir."

11) Lillis Bild vom Grafen Dürckheim. Nördlingen bei C. H. Beck. 1879. S. 10.

12) Es wurde mir hierzu der Einwand gemacht, daß Goethe wahrscheinlicher bei den Worten Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen, an thüringische Gegenden und Augenblicke im letzten Winter gedacht haben müsse. Dies hat allerdings viel für sich. Ich dachte nicht daran, weil es mir schien, daß der Dichter seine Uebersiedlung nach Weimar doch kaum mehr als Flucht von Lili betrachtet haben dürfte. Daß er ihrer noch oft gedachte, wissen wir allerdings schon aus den Versen vom 24. December 1775 aus Waldeck:

> Holde Lili, warst so lang
> All meine Lust und all mein Sang, 2c.

Und so mag denn allerdings jene Widmung an diese Verse erinnern.

13) Nach einer gütigen Mittheilung von Loepers, ist dies Gedicht vom 19. Februar 1818. Der Schluß fehlte, und kam erst hinzu den 28. August 1823. Dies ist sehr bedeutsam, es war die Zeit, da den Dichter die Liebe zu Ulrike von Levezow beglückte; da fand sich der Schluß!

14) Vgl. oben Seite 6, dazu Anmerkung 7.

15) Der junge Goethe. 2, S. 439. Recension in den Frankf. gelehrten Anzeigen vom 1. Sept. 1772.

16) Sieh G. v. Loepers Ausgabe des westöstl. Divans, Seite 43.

17) Sieh darüber Näheres in Goethes westöstl. Divan, herausgegeben von K. Simrock, 1875. S. VII.

18) Die Erzählung bei Emilie Kellner (Goethe und das Urbild seiner Suleika), daß Marianne der Jenny Lind um den Hals gefallen mit den Worten: Weißt du es denn, daß ich die besungene Suleika bin? klingt nicht glaublich. Die Sache wäre nicht so lange verborgen geblieben, wenn sie es so gemacht hätte.

19) Sieh z. B. Schölls Briefe an die Stein 3, 459. Goethes Gedichte (Hempel) III, 364.

20) Buch des Sängers 9: Phänomen, s. darüber bei Loeper S. 15.

21) Ch. Creizenach: Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer. 1877. S. 20.

22) Creizenach S. 34.

23) In einer später ausgeschiedenen Scene des Jahrmarktes von Plundersweilern. In meiner Ausg. von Goethes Dramen 1, 262, 39, dann in dem Epigramm: Breit, wie lang (Hempel 2, 262). Das Gedicht Mariannens lautet:

Zu den Kleinen zähl' ich mich,
„Liebe Kleine“ nennst du mich.
Willst du immer mich so heißen
Werd' ich stets mich glücklich preisen,
Bleibe gern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang.

Als den Größten nennt man dich.
Als den Besten ehrt man dich.
Sieht man dich, muß man dich lieben.
Wärst du nur bei uns geblieben!
Ohne dich scheint uns die Zeit
Breit wie lang, und lang wie breit. —

Ins Gedächtniß prägt' ich dich,
In dem Herzen trag' ich dich.
Nur möcht' ich von Gnadengaben
Dich noch gern im Stammbuch haben,
Wär's auch nur der kurze Sang:
Lang wie breit und breit wie lang. —
Doch in Demuth schweige ich;
Des Gedichts erbarme dich!
Geh' o Herr nicht ins Gerichte
Mit dem armseligen Wichte!
Find' es aus Barmherzigkeit
Breit wie lang, und lang wie breit. —

24) Erschien in Stuttgart und Tübingen 1812. 2 Theile.

25) Divan 1, 2 und 2, 6. Das Motiv des erstern Liedes ist einer Reisebeschreibung entlehnt, wie bei Loeper nachzulesen ist. Darauf kommt es hier aber nicht an, die muthige Stimmung der Verse ist offenbar im Dichter vorhanden und geht auf den Leser über.

26) Ueber das Verhalten Goethes und Schillers bei dem Vortrag von Gedichten, hat Zelter anziehende Beobachtungen bewahrt, in Briefen an Goethe. September 1825 schrieb er an Goethe, 4, 82: „Sehr wol erinnere ich mich, wenn ich Schillern und Dir Eure Gedichte vortrug, daß Ihr dabei nicht ohne Gebärden waret. Ja, Ihr agirtet, als wenn Ihr unwillkürlich darstellen müßtet, was Ihr empfandet und was konntet Ihr natürlichermaßen empfinden, wenn es nicht der Grund war, auf welchem sich Euer eignes Ideal abgebildet fand?" Und 4, 277: „Ja, wenn ich Dir und Schillern das Stück vortrug, so machtet Ihr den Mimen dazu."

27) Eine Strophe, die Goethe, man möchte nicht sagen glücklich, geändert hat:

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wol tausend Küsse.

Andre Aenderungen des Dichters sahen wir schon S. 50.

